

# Erinnerungen.

## 4 Erzählungen

von

Arthur Hartwig.

### Inhalt.

1. Aus Liebe.
2. So sind sie oder um einen Kuß.
3. Erste Liebe.
4. Ost und West.

**Arensburg.**

Druck u. Verlag d. Typographie d. „Arensb. Wochenbl."

# Erinnerungen.

## 4 Erzählungen

von

Arthur Hartwig.

46395

### Inhalt

1. Aus Liebe.
2. So sind sie oder um einen Kuß.
3. Erste Liebe.
4. Ost und West.

**Arensburg.**
Druck und Verlag der Typographie des „Arensburger Wochenblattes".
**1895.**

Est-A
Bibliotheca
Universitatis
Tartuensis
1943: 357
18456

Дозволено цензурою. — Рига, 22-го Апрѣля 1895 г.

# Aus Liebe.

# 1. Capitel.



Ein warmer Sommertag, weit und breit kein Wölkchen zu sehen, das mit Regen drohen könnte. Der Himmel breitet sich wie eine lichtblaue Kuppel über die Erde aus, hoch am Firmamente strahlt die Sonne und sendet ihre sengenden Strahlen hernieder.

Sich leicht auf den Stab stützend, kommt ein Wanderer des Weges. Seine hohen Stiefel und sein Anzug sind bestaubt und verrathen, daß er schon einen weiten Weg zurückgelegt hat, trotzdem ist sein Gang noch frisch und trägt er sein Haupt aufrecht.

Zu beiden Seiten des Weges ziehen sich Gräben hin und hinter ihnen erheben sich Sträucher und Bäume in üppigem Blätterschmucke; lichtere Stellen folgen, die mit saftigem Grase, vermischt mit Primeln und

Gänseblümchen, bewachsen sind. Der Wanderer achtet aufmerksam auf jeden Baum, jeden Strauch, er schaut auf den grünen Rasen neben sich und horcht auf das Zwitschern der Vögel und auf das Zirpen der Grillen. Es ist, als ob er hier lauter alte Bekannte begrüße.

Der Wanderer kam ja aus der Fremde in die Heimath zurück. Unter dem Einflusse der ihn umgebenden, blühenden Natur fühlt er seine Brust weit werden; jetzt läßt ein leises Wehen die Blätter der Bäume erzittern, und mit Begierde athmet er die erfrischende Luft ein.

Es treibt ihn vorwärts das heimathliche Dorf zu gewinnen, rüstig hebt er den Fuß; jetzt macht der Weg eine Biegung nach rechts; links vor ihm liegt ein Brachfeld, der Boden von der Sonne ausgedörrt, schwarzgrau mit kleinen Steinchen übersäet. Noch eine halbe Stunde, dann ist er zu Hause.

Auf einer Anhöhe breitet sich ernst und melancholisch im dunklen Grün ein Kiefernwald aus. Schnell wird die Anhöhe hinaufgeschritten. Ein Blockhaus liegt vor dem Walde, inmitten eines Stückchen Landes, das mit Kartoffeln bestellt ist. Wie bekannt ist ihm diese Stätte, wie oft hat er auf dem Wege zur Stadt hier Einkehr gehalten! Ob wohl Jemand zu Hause sein mag, denkt der Wanderer! Doch leer scheint das Gehöft. Auf dem Hofe steht ein Leiterwagen und ein Wasserzuber, sonst ist da nichts zu bemerken; keine Kinderstimmen sind zu hören, selbst der treue Hofhund fehlt. Zur Arbeit gegangen, murmelt der Wandersmann und geht weiter. Er öffnet die Pforte, die den

Eingang zum Walde bildet; mit lautem Knarren thut sie sich auf und schließt sich wieder hinter ihm. Der dunkle Wald mit seinen hohen Kiefern umfängt ihn.

Alles ist hier still, der Sang der Vögel verstummt; kein Laut. Die Bäume stehen, wie von der Hand des Gärtners gepflanzt, in gleichen Abständen von einander. Schlank, astlos erhebt sich der Stamm der Kiefer und ragt in die Lüfte, nur oben breiten sich grüne Zweige aus und bilden einen Baldachin. Tiefe Schatten werfen die Bäume auf den Weg und nur gedämpft vermag das Sonnenlicht durchzudringen; kühl scheint dem Wanderer die Luft.

In Sinnen verloren schreitet er dahin. Er fühlt sich wieder zu Hause und Bilder aus seiner Kindheit tauchen vor seinem Geiste auf.

Er denkt zurück, wie er als kleiner Bube mit seinem Mütterchen und Tio, seiner Gespielin, in den Wald hinausging Erdbeeren sammeln: das war dann eine Lust sich darin zu ergehen! Bald mußten sie sich durch dichtes Gestrüpp zwängen, das die jungen anwachsenden Bäume bildeten, bald kamen sie an Stellen, wo die Kiefern so geradlienig astlos, wie hier standen; aber dort wuchsen wenig Erdbeeren. Die meisten fanden sie auf den Lichtungen, wo Steingeröll und mächtige, mit Moos bewachsene Blöcke durch einander lagen, und zwischen ihnen die Farnkräuter mit ihren breiten, fächerartigen Zweigen wuchsen. Hier wurde emsig gesucht, und hatten sie zwischen Steinen und Farnkräutern versteckt einige Erdbeeren gefunden, so wurden sie in die Körbchen aus Birken-

bast gethan, die sie mit sich führten, oder Tio und er aßen sie auch auf, wozu sie gern bereit waren. Hatten sie von den Erdbeeren genug gepflückt und gegessen, dann half er Tio auf einen mächtigen Steinblock klettern; er stellte sich neben sie und mit voller Kehle fingen sie an zu jodeln, daß es im ganzen Walde schallte und das Echo es unzählige Male wiedergab. Er sieht sie vor sich, das kleine Wesen mit den wirren, schwarzen Haaren und den dunklen, großen Augen, auf dem Stein stehen und die Hände am Munde halten, damit das Jodeln lauter klänge; er fühlt sich wieder ein Kind, ihn überkommt wie damals, die Lust zum Jodeln; er öffnet den Mund und jodelt, und das Echo wirft den Ton zurück und von Neuem jodelt er.

O du schöne Kinderzeit, murmelt der Wanderer, warum bist du entschwunden, verloren für immer! Mit Wehmuth gedenkt er der Vergangenheit. Welch' schweres Schicksal war ihm nicht seitdem zu Theil geworden! Seine Eltern hatten, verlockt von Vorspiegelungen eines betrügerischen Agenten, ihre Wohnstätte verlassen, ihr Landstück, das sie in der Heimath besaßen, verkauft und waren mit ihm in das Innere Rußlands gezogen, in der Erwartung dort das gepriesene „Seelenland" zu finden. Lange dauerte die Reise bis an den Ort der Bestimmung und als sie nach vielen überstandenen Mühseligkeiten das Ziel erreicht, hatte man ihnen statt des ersehnten Landes nur unbebauten, morastigen Boden angewiesen. Es wurden noch mit dem letzten Gelde, das von der

Reise übrig geblieben, die nothwendigsten Ackergeräthe angeschafft, da raffte den Vater das tückische Fieber, welches in jener Gegend herrschte, hinweg; seine Mutter, unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen des ihr fremden Landes, blieb allein mit ihm zurück. Kummer und Sorge um das tägliche Brod gruben auch ihr bald das Grab, und nun stand er, der damals unerfahrene Knabe, auf sich selbst angewiesen da. Welche Entbehrungen hatte er seitdem ausgestanden, wie oft war die Versuchung an ihn herangetreten, der er erlegen wäre, wenn nicht das Bild seiner Mutter und ihre letzten Worte auf dem Sterbebette sich tief in sein Gedächtniß geprägt hätten: Sei stets ehrlich und wahr.

An diesen Worten hatte er festgehalten und nach ihnen gehandelt. Er war so zum Manne herangereift im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, er hatte gearbeitet im Schweiße seines Angesichtes und seine Arbeit war nicht unbelohnt geblieben; es war ihm gelungen, sich nicht allein sein Brod zu verdienen, sondern noch etwas zurückzulegen. So konnte er mit Stolz auf seine Vergangenheit blicken.

Doch wie es auch in der Fremde gewesen, vermochte sie ihm die Heimath zu ersetzen? Er fühlte sich stets einsam und verlassen, die Sehnsucht trieb ihn zurück an den Ort, wo er seine Kindheit verlebt; hier glaubte er seine Gespielen und Freunde aus der Jugendzeit wiederzufinden, hier hoffte er nicht mehr einsam und verlassen zu sein. Seine Ersparnisse wollte er in der Heimath anlegen

und auf dem alten Grunde sich eine neue Stätte schaffen.

So geht der Wanderer voll seiner Empfindungen des Weges. Bei jedem Schritte, den er thut, drängen sich ihm neue Gedanken und Erinnerungen auf; er bemerkt nicht, daß der Wald immer lichter wird und sich seinem Ausgange nähert. Jetzt führt der Weg den Abhang abwärts und zu seinen Füßen im lachenden Sonnenschein liegt eine Wiese, durch die sich silberfarben ein Bach schlängelt. Eine steinerne Brücke führt über den Bach und verbindet den Weg diesseits und jenseits des Wassers. Weiterhin erblickt er weidende Rinder und Pferde, im Hintergrunde aber ein Dorf, dessen mit Stroh gedeckte Hütten inmitten grünender Bäume liegen. Es ist das Dorf, wo er seine Kindheit verbracht hat.

Der Wanderer bleibt einen Augenblick stehen und betrachtet sich das Bild. Sein Herz klopft ihm stürmisch in der Erwartung, wie er es zu Hause finden wird. Er holt tief Athem; noch nie ist ihm die Welt so schön, so begehrenswerth erschienen, als eben jetzt. Er schreitet wieder weiter den Weg abwärts, über die Brücke längs der Wiese; doch je näher er dem Dorfe kommt, desto schwerer fühlt er sein Herz werden. Wie wird es zu Haus sein, ob sich seit seiner Abwesenheit vieles verändert hat? fragt er sich. Ach, lange Zeit war ja verstrichen, seitdem er mit seinen Eltern von hier ausgewandert war. Mittlerweile mußten seine Freunde und Gespielen aus Kindern zu stattlichen Burschen und Mädchen herangewachsen

sein; manche von ihnen waren vielleicht verheirathet, andere gestorben oder fortgegangen. Und von denen, die er vorfindet, werden sie ihn, den Fremdling, noch kennen, den einstigen Genossen wieder in ihre Mitte aufnehmen? Diese Fragen stellt er sich und kann ihre Beantwortung nicht finden; sein Herz aber wird mit bangen Zweifeln erfüllt. Doch von allen Gefährten, an die er zurückdenkt, bleiben am längsten seine Gedanken bei Tio haften. Sie mußte jetzt ein Mädchen im Anfange der zwanziger Jahre sein und, hatte sie den Erwartungen, die sie als kleines Kind erweckt, entsprochen, so war sie jetzt eine Schönheit, die von den Burschen umschwärmt wird oder vielleicht gar schon verheirathet ist. Ob Tio sich seiner noch erinnern mag oder ob er ihrem Gedächtniß vollständig entschwunden ist?

Der Wanderer betritt das Dorf. Nach wie vor liegen zu beiden Seiten die ihm wohlbekannten kleinen, mit Stroh gedeckten Blockhäuser, ohne Schornsteine, und den kleinen viereckigen Fenstern; auch die Bäume und Gärten stehen auf dem alten Platze, er erinnert sich wohl jedes einzelnen Hauses. Doch da hat ein Haus einen Schornstein bekommen und hier noch eins; er zählt im Ganzen fünf Häuser, die während seiner Abwesenheit mit Schornsteinen versehen sind.

An der Pforte eines Gehöftes spielen kleine Kinder mit Steinen, aus denen sie den Grundriß eines Bauernhofes zusammenzustellen suchen. Sie kennen ihn nicht; scheu blicken die Kinder zum fremden

Mann, der an ihnen vorüberschreitet, empor. Jetzt gelangt er an ein Roggenfeld.

Theils steht noch das Getreide, theils wird es geschnitten. Er bleibt am Steinzaune, der das Feld von der Straße abgrenzt, stehen und sieht der Arbeit zu. Emsig schneiden die Arbeiter mit der Sichel das Getreide. Bei der Hitze haben die Weiber ihre Röcke abgestreift und arbeiten im Hemde und Unterrocke; die Männer haben nur ihr Hemd und linnene Hosen an. Aufmerksam schaut der Wanderer auf die Arbeiter, vielleicht gelingt es ihm unter ihnen einen seiner einstigen Gefährten zu erkennen.

Nicht weit von ihm arbeitet in der Nähe des Zaunes ein langer hagerer Bursche mit blondem Haar und spärlichem Bart, dessen Züge dem Wanderer bekannt vorkommen. Sollte es Michel sein, denkt er bei sich; doch nein, das Gesicht ist viel magerer, die Nase viel länger und dann der Bart.

Der Bursche beugt sich zur Erde und hebt ein Fäßchen auf, aus dem er trinkt. Der Wanderer folgt jeder seiner Bewegungen mit den Augen. Wenn er sich bewegt, so ist es aber doch, als wenn es Michel wäre, fährt er in seinen Betrachtungen fort. Vielleicht erfahre ich es, wenn er spricht. Der Wanderer rückt an seiner Mütze und ruft dem Burschen zu: „Glück auf!“ Gespannt wartet er auf die Antwort. Doch gleichgültig sieht der Bursche auf und antwortet trocken: „Danke“, dabei wendet er ihm aber den Kopf zu. Wie der Wanderer in die Augen des Burschen schaut, da geht ihm ein Licht auf. „Er ist es, es

kann Niemand anders sein" jubelt er in seinem Innern, er ist seiner Sache sicher. Länger vermag er sich nicht zu halten. „Michel", ruft er, „Michel, erkennst du nicht deinen einstigen Schulgefährten Peter, ich bin es ja, der wieder zurückgekehrt ist." Seine Stimme zittert vor innerer Erregung; er springt über den Zaun. „So — Peter?" antwortet langsam der Angeredete und betrachtet sich mißtrauisch den Fremden neben ihm.

Da geht plötzlich ein Strahl der Freude auch über sein Gesicht; er hat den Wanderer erkannt. „Ja zum Teufel", ruft er erfreut, „du bist es, Peter" und kräftig schüttelt er die ausgestreckte Rechte.

Unter den übrigen Arbeitern verbreitet sich schnell die Nachricht von der Ankunft Peters. Erstaunt, erfreut kommen sie zum Zaune, es sind alle seine Jugendbekannten. Sie drücken Peter die Hand, sie wundern sich gegenseitig, wie sie sich doch verändert hätten, sie erinnern sich an die vergangenen Tage der Kindheit. Peter ist glücklich; sein ganzes Empfinden geht in der Freude auf mit seiner Heimath, mit seinen Gefährten aus der Kindheit wieder vereint zu sein. Er fühlt es, daß er mit all diesen Menschen, der ganzen Umgebung, ihren Häusern, Bäumen und Feldern verwachsen ist, wie ein Baum mit dem Stück Erde, auf dem er ruht.

Als eine der letzten kommt noch vom Felde eiligen Schrittes eine Arbeiterin; ihre Wangen sind geröthet, ihre Augen glänzen. „Bist du es denn wirklich? Willkommen, Peter", so spricht sie auf den

Wanderer zutretend und ihm lächelnd vor Freude die Hand bietend. „Erkennst du mich denn nicht mehr, deine Tio", fährt sie fort, da er sie stumm betrachtet, Staunend schaut Peter auf das schöne, dunkelhaarige Mädchen mit den vollen Formen. Ja, das sind dieselben braunen Augen und die rothen Wangen; nur viel, viel größer und schöner als damals ist Tio geworden. Peter vermag kein Wort zu reden; er drückt Tio nur wieder und wieder die Hand.

Als die Arbeiter wieder auf's Feld zurückkehren, da ist Tio die letzte. Peter bleibt allein zurück. „Weißt du, Peter", sagt sie plötzlich sich umwendend und erröthend, „wenn du in der Fremde nicht zu stolz geworden bist, so könntest du mir wohl behülflich sein Garben zu binden." Da wird dem Peter warm ums Herz, ein ihm bisher unbekanntes Gefühl überkommt ihn, er empfindet nicht die Hitze und Müdigkeit seiner langen Wanderung. „Gern" antwortet er. Im Nu seinen Rock abstreifend geht er mit Tio aufs Feld und hilft ihr bei der Arbeit. Und während er ihr hilft Garben zu binden, kann er sich nicht enthalten, sie stets von neuem anzusehen und sich zu wundern, was aus einem Kinde doch alles werden kann.

Am Abend, wie er sich im Kruge, der zugleich den Fremden als Herberge diente, auf sein Strohlager zum Schlafe legte, da dachte er bei sich: Wie bist du Heimath doch wohlig und schön! Im Schlafe aber träumte er, daß er wieder mit Tio Erdbeeren pflückte, nur war sie nicht das kleine Kind von ehemals, sondern das große, schöne Mädchen, wie er sie heute gesehen.

## 2. Capitel.

Es war Nacht, der Himmel bewölkt, die Luft aber von einer Wärme, welche die Sinne erregte und das Walten der schaffenden Natur ahnen ließ.

Wie ein schwarzes Riesengespenst hoben sich am Horizonte die Umrisse des Kruges ab; aus den kleinen Fenstern drang Lichtschimmer und erhellte etwas den Boden; aus dem Innern vernahm man ein wüstes Durcheinander von Stimmen vermischt mit den Klängen einer Harmonika.

Außer einem Betrunkenen, der mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte im Zickzack nach Hause taumelte und mit lauter Stimme sang, waren noch ein männliches und ein weibliches Wesen vor dem Kruge, die sich flüsternd unterhielten. Von den beiden Personen konnte man nicht mehr unterscheiden, als daß der Mann die Uniform eines Soldaten trug, während das Weib sich mit einem Tuche das Haupt verhüllt hatte. Der Soldat hatte sein Gegenüber an der Hand erfaßt und redete eindringlich mit ihm. „Auf Wiedersehen, Tio," sprach er zuletzt halblaut und umfaßte es einen Augenblick.

„Auf Wiedersehen", ertönte es zurück. Beide traten auseinander und gingen in den Krug, aus dem sie gekommen, wieder zurück.

Als Tio und der Soldat eintraten, war der Krug voll Menschen, die sich drängten, lärmten und durcheinander schrien. Dichter Qualm aus den Pfeifen der Männer füllte die Stube, so daß der Schein der Lampe, die von der Lage herabhing, dadurch verdunkelt wurde. Längs den Wänden hatten auf schmalen Holzbänken und Tischen die Weiber Platz genommen; die Mädchen standen vor ihnen dicht bei einander, wie eine Heerde Schafe; die Männer drängten sich um die Lette, hinter welcher der hagere Wirth ihnen fleißig Bier und Branntwein einschänkte. Von Zeit zu Zeit trat auch ein Bursche in den Kreis der Weiber und bot einem Mädchen ein Glas Bier oder Schnaps an. Raum war nur in der Mitte für 2 bis 3 Paare, die sich nach dem Takte der Harmonika im Tanze drehten.

Niemand hatte den Eintritt der Beiden bemerkt, außer Einem, und dieser Eine war Peter, der sich auch im Kruge befand. Er hatte gesehen, wie Tio hinausgegangen und der Soldat ihr bald darauf nachgefolgt war; ihm fiel es auf, wie sie nach einander wieder hineintraten. Obgleich er bereits einige Tage in seiner Heimath weilte, so war er, damit beschäftigt sich hier niederzulassen, mit Tio nicht wieder zusammengekommen; trotzdem hatte ihr erstes Wiedersehen auf dem Felde einen nachhaltigen Eindruck in ihm hinterlassen. Sich selbst unbewußt, fühlte er von ihrer

anziehenden Erscheinung sich angezogen. Jetzt, wo er sie mit dem Soldaten zusammen in die Stube treten sah, empfand er darob eine Regung von Eifersucht, die er vergeblich abzuschütteln suchte. Wie er bemerkte, war der Soldat eine stattliche Erscheinung: schwarze funkelnde Augen, pechschwarzes Haar und ein ebensolcher keck nach oben gedrehter Schnurrbart gaben ihm ein verwegenes Aeußere; dazu hob die knappanliegende Uniform seine Gestalt vortheilhaft hervor. „Was geht es denn mich an, mit wem Tio zusammenkommt", redete Peter sich ein, und dennoch konnte er sich einer unbehaglichen Empfindung nicht erwehren.

„Unser wiedergekehrter Freund lebe hoch, hurrah!" rief jetzt Michel und trat schwankend auf Peter zu, ihm ein Glas Bier vorhaltend. Die Umstehenden stimmten alle in den Hurrah-Ruf mit ein. „Was bist du so nachdenklich," fuhr Michel fort, „trink, sei mit uns fröhlich und laß etwas von deinen Erlebnissen während deiner langen Abwesenheit hören." Freundschaftlich schlug er Peter auf die Schulter. Auch der Krüger mischte sich hinein. „Er hat mir heute Abend noch keinen Groschen zu verdienen gegeben" bemerkte er mit sanftem Vorwurf, auf Peter deutend. „Das geht nicht, das muß nachgeholt werden", erschallte es von allen Seiten. Peter suchte sich aus seinen Gedanken aufzuraffen, er nahm das ihm dargebotene Glas Bier und trank es aus.

„Ich danke Euch für das freundliche Andenken, das Ihr mir bewahrt habt," antwortete er, „aber nehmt es mir nicht für Theilnahmlosigkeit, wenn ich

in Eure Fröhlichkeit bisher nicht einstimmte. Kehrt man, wie ich, erst nach jahrelanger Trennung wieder in die Heimath zurück, dann erfüllt es doch das Herz mit Wehmuth, wenn man sieht, daß seit der Kindheit manches anders geworden ist. Aber" — er richtete seine Gestalt in die Höhe — „jetzt wollen wir das Versäumte nachholen. Krüger, Schnaps und Bier her, wollt ihr heute Abend meine Gäste sein?" Selbstverständlich wurde Peters Vorschlag mit allgemeinem Beifall angenommen. „Juchhe" rief ein starkangeheiterter alter Bauer, „heute giebt's freien Schnaps und Bier. Du bist doch ein tüchtiger Bursche, das habe ich immer gesagt," bemerkte er dann gerührten Tones zu Peter und suchte ihn zu umarmen. „Vater segelt wieder mit vollem Winde," meinte sarkastisch Michel, der Sohn des alten Bauern.

Auch der Soldat, mit dem sich Tio vor dem Kruge unterhalten hatte, trat zur Lette, ergriff ein Glas Schnaps und sagte zu Peter: „Meinen Glückwunsch zur Wiederkehr und wünsche viel Gutes, auch ein junges Frauchen." Die Bauern stießen sich bei den Worten des Soldaten an und fingen an zu lachen, einer von ihnen bemerkte: „So ein verfluchter Soldat denkt doch immer gleich an Frauenzimmer."

Peter war es etwas Ungewohntes, auf ein Mal so viel Schnaps und Bier zu trinken. Er fühlte seinen Kopf heiß werden, seine Pulse schlugen stärker und die Gegenstände flimmerten ihm vor den Augen; er sah wie im Nebel die Paare sich im Tacte drehen und schwingen, vor seinen Ohren summten durchein-

ander die verschiedenen Stimmen und die Klänge der Harmonika, daß er nichts mehr deutlich zu unterscheiden vermochte. „Heissah," rief ein junger Bauer und ergriff aus dem Kreise ein junges Mädchen, mit dem er sich im Tanze drehte.

Der Gemeinde-Aelteste, ein dickes Männchen mit rother Nase und flachsblondem Haar, hatte sich vor Peter gestellt und gab ihm gute Lehren.

„Du wirst mit der Zeit noch ein gutes Gemeindeglied werden," sagte er zu Peter mit näselnder Stimme und trank hastig ein Glas Schnaps aus; „achte nur darauf, was ich thue." Er leerte von Neuem ein Glas Schnaps und machte eine kleine Pause in seiner Rede, da ihm der Athem ausgegangen war.

„Ist es wahr," fuhr er dann fort, mit seinen verschwommenen Augen listig blinzelnd, „daß du vom Herrn ein Gesinde gepachtet hast?"

„Von Michaelis bekomme ich eins, es ist das von Michels Vater," entgegnete Peter. „Und der Alte, wo bleibt er denn?" fragte der Gemeinde-Aelteste. „Ich habe mich mit ihm abgefunden. Er hat ja ein Kronsgesinde gekauft und wollte das jetzige so wie so abgeben. Ich zahlte ihm noch etwas Geld darauf und nun bestellen wir schon zusammen das Feld." — „Wenn ich dir einen guten Rath geben soll," meinte der Gemeinde-Aelteste, „so zahle dem Gutsherrn nicht zu regelmäßig die Pacht, sonst glaubt er, du hättest Geld genug, und steigert dich." Er fuhr fort, Peter die ersten Anfangsgründe einer soliden Bauernweisheit beizubringen, derselbe hörte jedoch

den tiefsinnigen Auseinandersetzungen nur mit halbem Ohre zu; seine Aufmerksamkeit war durch die Tanzenden gänzlich in Anspruch genommen. Eben tanzte Tio mit dem Soldaten und Peter bewunderte sie dabei. Von den übrigen Dorfschönen stach ihre äußere Erscheinung scharf ab; während dieselben meistens blond waren, hatte Tio einen tief brünetten Typus. Ihre Wangen glühten und ihre Augen leuchteten von der Aufregung des Tanzes, das schwarze Haar hatte sich gelöst und hing ihr die Schulter herab. „Wäre sie doch mein!" fuhr es Peter durch den Sinn. Auch der Gemeinde-Aelteste war der Richtung von Peters Blicken gefolgt; es war ihm nicht entgangen, wie angelegentlich derselbe die beiden Tanzenden betrachtete. „Der sieht man es an, daß sie nicht von hier stammt," meinte er, auf Tio deutend, „schwarz wie der Teufel und der sitzt ihr auch im Leibe. So war auch ihre Mutter, als sie der Soldat Wanka aus der Fremde heimholte. Was denkst du, etwas für dich?" Lächelnd schaute er Peter an und hielt ihm ein Glas Schnaps vor. „Na, auf gute Freundschaft, Bruder." Plötzlich übertönte ein Gekreisch den herrschenden Lärm. Der Soldat hatte Tio um den Leib gefaßt und versuchte sie zu küssen. Tio wehrte sich dagegen, die Hände vor das Gesicht haltend, und es gelang ihr auch, sich von ihm loszureißen und unter die übrigen Weiber zu flüchten. Der Soldat lief ihr nach. Eine allgemeine Aufregung entstand. Die Weiber schrien, die Männer lachten theils, theils fluchten sie über den verdammten Soldaten. Wie ein Blitz fuhr es durch

Peters Glieder. Er ließ den Gemeinde-Aeltesten bei seinem Glase Schnaps sitzen und sprang mit einem langen Satze auf den Soldaten zu. Der Gemeinde-Aelteste starrte Peter verdutzt nach. „Ist der toll geworden?" murmelte er vor sich hin und hielt sich mit beiden Händen an der Lette fest.

Peter hatte den Soldaten von hinten an seinem Kragen gepackt und hielt daran fest.

„Laß mich los, Schurke, was hast du mit mir zu thun?" rief wüthend der Soldat und holte mit der Faust zum Schlage aus. Peter aber wartete den Schlag des Soldaten nicht ab, sondern schlug seinerseits zu. Nun warf sich der Krüger zwischen die Streitenden und versuchte, sie zu trennen; doch vergeblich. Der Tumult wurde immer größer. Die Bauern nahmen für Peter Partei, wer von den Soldaten anwesend war, vertheidigte den Kameraden. Holzscheite und Füße von den Bänken wurden ergriffen und damit auf einander losgeschlagen. Kreischend flüchteten die Weiber und Mädchen, so schnell sie konnten, ins Freie.

— — — — — — — — — — — — —

Mit den Flüchtenden war auch Tio, die Ursache des ganzen Streites, ins Freie geeilt. Jetzt schritt sie im Dunkeln allein nach Hause, da ihre Hütte abseits vom Dorfe lag und der Weg sonst niemanden in diese Richtung führte. Des Soldaten brutales Auftreten ihr gegenüber, hatte sie verletzt; sie fühlte sich dadurch vor Allen herabgedrückt, erniedrigt. Ihr Blut wallte, ihre Pulse schlugen heftig, die Ge-

danken wirbelten ihr im Kopf herum und eine Empfindung löste die andere ab.

„Wofür hält mich Wasili, was denkt er von mir," sprach sie vor sich hin; „vor allen Leuten laß ich mich doch nicht von ihm küssen." Es traten ihr die Thränen in die Augen bei dem Gedanken, welchen Schimpf er ihr angethan; aber auch die Furcht peinigte sie, daß ihr Verhältniß zu ihm nunmehr offenkundig werden könne, und erfüllte ihre Seele mit Schreckbildern. „Sie werden mit dem Finger auf mich zeigen," jammerte Tio vor sich hin. Dann rief sie sich zurück, daß Peter zu ihrer Vertheidigung dazwischen gefahren und Wasili gezüchtigt hatte; ihre Eitelkeit fühlte sich dadurch geschmeichelt und zugleich überkam sie ein Gefühl befriedigter Rache. „Das war gut von Peter; Wasili soll es fühlen, was er mir zugefügt hat." Dazwischen hatte sie ein Gefühl von Mitleiden für den Soldaten, sie hielt sich vor, wie unbarmherzig auf ihn losgeschlagen worden, doch ihr verletztes Selbstgefühl verdrängte bald alle übrigen Regungen. „Es ist ja wahr, ich bin Wasili bis jetzt gut gewesen, ich hatte ihn lieb; doch durfte er deswegen so gegen mich verfahren! Er hatte getrunken; doch das entschuldigt ihn nicht. Ich muß mit ihm brechen, ich darf nicht mehr mit ihm zusammen kommen." Nur ein schreckhafter Gedanke durchzuckte sie! „Wie, wenn Wasili aus dem Kruge entwichen wäre und jetzt mir nachfolgte!" Sie blieb stehen und schaute ängstlich zurück. „Ach, das wäre schrecklich," seufzte sie. Doch bei der herrschenden Dunkelheit war nichts

zu unterscheiden. „Wäre Peter doch hier," dachte sie bei sich, „der würde mich schützen. Peter ist mein Freund, er meint es gut mit mir; schon als wir uns zum ersten Male wiedersahen, las ich es aus seinen Augen. Wie wüthend er doch aussah und wie schnell er hinzusprang, als Wasili mich küssen wollte; der gute Peter!" Sie lächelte. „Ich kann ihm nicht gleichgültig sein," dachte sie.

Jetzt hörte sie hinter sich eilende Schritte und von Neuem packte sie die Furcht. „Es ist Wasili, der mir folgt, wohin geh ich!" Sie wußte nicht, wohin sich retten, sie fühlte sich wie gelähmt. Es kam ihr nicht in den Sinn, vom Pfade abzubiegen, wo sie im Dunkel Niemand hätte bemerken können. Die Angst vor Wasili raubte ihr jede Ueberlegung; athemlos lauschend blieb sie stehen. Die Schritte kamen immer näher, jetzt vermochte sie schon eine dunkle Gestalt zu unterscheiden, die sich ihr rasch näherte.

„Hilf Himmel, Wasili," sagte Tio halblaut und ballte krampfhaft ihre Hände zusammen. Nun vermochte sie die Gestalt zu erkennen.

„Gott sei Dank, du bist es, Peter," rief sie laut; eine schwere Last war ihr vom Herzen genommen, jetzt hatte sie keine Furcht mehr.

Voll Liebessehnsucht war Peter ihr aus dem Kruge nachgeeilt. Als er den Ausruf von Tio's Lippen vernahm, durchrieselte es ihn freudig. Am Tone, mit dem sie ihn angerufen, empfand er die

Angst, welche sie ausgestanden und fühlte sich in dem Bewußtsein gehoben, ihr Beschützer zu sein.

„Ja, ich bin es, Tio," sagte er stolz, „dem da" — er zeigte mit der Hand hinter sich — „habe ich gründlich heimgeleuchtet." „Ach, es ist so gut, daß du kamst," bemerkte Tio, „wie habe ich mich die ganze Zeit über geängstigt."

Sie setzten dann zu Zweien wieder ihren Weg fort; beide schweigend, ihren Gedanken nachhängend. So freudiger Stimmung auch Peter eben noch gewesen, so fühlte er sich doch plötzlich beklommen, er wußte selbst nicht, wie ihm geschah. Ein Zagen, ein Bangen kam über ihn, daß er kein Wort auszusprechen wagte. Es war ihm klar geworden, daß er Tio liebte, doch wie es ihr jetzt mittheilen! Und doch drängte es ihn dazu, sein Herz war zu voll. Er wollte ihr sagen, daß sie sich ganz auf ihn verlassen könne, daß für sie kein Dienst ihm je zu schwer wäre, daß er sie schützen würde vor allen Gefahren, die ihr durch Wasili drohen könnten, wenn sie ihn nur etwas lieben wollte, daß er — — — doch Alles kam ihm jetzt so nichtssagend, so unpassend vor gegenüber dem, was ihn bewegte. „Mein Gott, wenn ich das nur aussprechen könnte, die Worte dazu fände, was mir auf dem Herzen liegt," dachte Peter, doch die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Peter" brach jetzt Tio das Schweigen, „du bist gegen mich so gut gewesen, wie soll ich dir dafür danken?" Sie hatte seine Hand erfaßt und drückte sie. Der Druck von Tio's Hand übte eine eigen-

thümliche Wirkung auf Peter aus; er fühlte wie ihm das Blut zu Kopfe schoß und dann wieder zurückrollte, er konnte sich nicht mehr halten, seine Empfindungen brachen sich stürmisch Bahn.

„Tio," begann er stockend, „du hast keinen Grund, mir zu danken. Ich bin ja schon als Kind dein Freund gewesen, habe dich geliebt; aber du, wie denkst du von mir?"

Er hielt angstvoll inne, Tio schwieg. „Ja, fuhr er schneller fort, „ich muß dir sagen, wie sehr ich dich liebe, wie ich nur an dich denke. Willst du mein Weib sein?" Und als er immer noch keine Antwort erhielt, fragte er verzweifelnd: „Warum sagst du nichts, sprich nur ein Wort, ein Zeichen!" Da fühlte er einen weichen Körper sich ihm anschmiegen, ein Kopf lehnte sich an seine Schulter, ein leises Schluchzen ertönte.

„So willst du mein sein, wirklich mein!" rief er und wonneschauernd küßte er sie wieder und wieder auf die warmen Lippen.

## 3. Capitel.

Am nächsten Morgen pflügte Peter das Brachfeld um, welches zum Gesinde gehörte, das er zu Michaelis in Pacht bekommen sollte. Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne hatte er sich schon vom Lager erhoben und war zur Arbeit gegangen. Als er den Stall betrat und das Geschirr von einem Pflocke abnahm, wandte der Gaul ihm seinen Kopf zu. „Erkennst du in mir schon deinen künftigen Herrn?" dachte Peter und klopfte ihm auf den mageren Hals. „Na, bei mir sollst du es gut haben." Er führte das Pferd heraus und spannte es vor den Pflug. Dann ging er auf's Feld hinaus, wo Michel bereits pflügte. Peter machte sich an die Arbeit, stellte den Pflug gerade und zog längs dem Feldrande die erste Furche. Als er Michel bemerkte, grüßten sie sich nur kurz. Die Arbeit ging schweigsam vor sich, nicht zu Peters Freude. Sein Herz war von dem, was er gestern Abend durchlebt hatte, noch so voll, daß es ihn drängte, sich Jemandem mitzutheilen; am liebsten hätte er den Pflug liegen lassen und seinem

Freunde einen Vortrag über die verschiedenen Vorzüge Tio's gehalten. Doch das ging nicht, er bezwang sich und verrichtete schweigend seine Arbeit, wie es einem ehrbaren Bauern geziemt.

Der Nebel, welcher von der Nacht her noch auf der Erde lag, zertheilte sich unter den erwärmenden Strahlen der Sonne, die Luft war erquickend und von der nahe gelegenen Wiese strömte der Duft frischen Heues herüber. „Es wäre doch schön," dachte Peter „mit Tio zusammen zu arbeiten und wenn ich sie dann nachher kosen könnte." Er pfiff eine lustige Melodie vor sich hin. So verrannen allmählig die Stunden, bis die Frühstückszeit da war. Peter ließ seinen Gaul am Feldrande stehen und setzte sich am Zaune nieder, wohin auch Michel kam. „Du siehst ja heute ausnehmend fröhlich aus" bemerkte Michel an einem Stücke Brod kauend, „dir muß was besonders Angenehmes begegnet sein. Ich leide noch an den Folgen des gestrigen Abends, das macht das fürchterliche Trinken. „Mir ist auch etwas sehr Angenehmes passirt," entgegnete schmunzelnd Peter, dachte aber, ich lasse ihn lieber etwas zappeln und sage ihm nicht gleich, daß ich mit Tio verlobt bin.

„Nun, du machst mich ja wirklich neugierig," sagte Michel, „was kann es denn sein?"

„Mir schien es, wie ich auf's Gesinde kam, als hättet ihr in diesen Tagen Bier gebraut," antwortete mit ehrbarem Gesichte Peter „und da dachte ich, könntest du — — —

„Sieh' doch, wonach du Appetit hast; weißt du

alter Freund" rief Michel und klopfte mit der Hand Peter auf den Kopf, „da hast du dich einmal stark versehen."

„Also nicht," meinte Peter pfiffig „aber das wäre denn gar zu traurig. Gesetzt, ich hätte mich geirrt, so wäre es doch hauptsächlich deine Schuld, weil bei Euch kein Bier gebraut ist, und daher meine ich, könntest du immerhin eine Flasche Bier zum Besten geben." Er schaute ihm lächelnd ins Gesicht.

„Du bist ja heute wie umgewandelt," spottete Michel, „der gestrige Abend hat ja gewaltige Umwandlungen in dir bewirkt! Ist das noch die Freude, Wasili durchgewalkt zu haben?"

„Ach, der arme Kerl, fast thut er mir jetzt leid, wenn ich an ihn denke; aber nein, komm, wir wollen bei einer Flasche Bier etwas im Kruge zusammensitzen." Peter faßte Michel unter den Arm und stand auf.

„Aber Mensch, du sonst der Nüchternste, was fällt dir denn ein!" rief Michel, sich noch sträubend.

„Komm nur, komm," drängte Peter; „weißt du, wie ich hierher kam, sah ich auf dem Zaune eine Katze mit neugeborenen Jungen, und da müssen wir doch ihre Niederkunft feiern."

„Du bist vollkommen toll geworden," rief lachend Michel, „nun gut, ich komme."

Und sie trotteten beide in den Krug, wo zur Verwunderung des Krügers Peter für sich und Michel eine Flasche Bier bestellte.

„Trinken wir auf die Gesundheit der Katze,"

sagte Peter, nachdem der Krüger hinausgegangen war und sie allein in der Stube saßen, und stieß mit Michel an.

„Ja, und daß sie noch neun Mal neun Junge bekommt," sagte jener.

Sie saßen beide einige Zeit schweigend am Tische. Peter betrachtete nachdenklich sein Glas. „Sage mal, Michel," begann er darauf, „findest du an mir heute gar keine Veränderung?"

„Aeußerlich nicht, aber innerlich scheinst du einen Raptus zu haben," antwortete der Andere lachend.

„Nein, Spaß bei Seite," entgegnete Peter, „mit mir ist wirklich etwas vorgegangen. Ich bin seit gestern" — er machte eine kleine Pause — „verlobt."

„Alle Wetter, da wünsche ich dir Glück, aber das ist schnell gekommen, mit wem denn?"

„Rathe mal!"

„Ja, wie soll ich das errathen können, lieber sage es gleich; es dauert sonst zu lange."

„Nun gut, ich will es dir sagen," meinte Peter, aber sage es sonst Niemandem — mit Tio!"

„Mit Tio — aber wie denn, wann?" rief Michel ganz fassungslos und starrte Peter verwundert an, „die hat doch stets mit Wasili zu thun?"

Peter runzelte etwas die Stirn, doch brachte es ihn nicht aus seiner guten Laune. „Höre doch nicht auf das, was die Leute reden, daran ist kein Wort wahr. Ich sage dir, mich liebt sie."

„Nun, und das Alles hast du so im Handum-

drehen gemacht?" meinte Michel, „das nenne ich einen verteufelten Kerl."

„Es traf sich so," entgegnete Peter, sich hinter den Ohren kratzend, „aber ich hatte es auch nöthig."

„Freilich," pflichtete Michel bei, „nächstens hast du das Gesinde und ohne Frau kannst du da schwer durchkommen."

„Und wen besseres hätte ich dazu finden können, als Tio? Sie ist fleißig, arbeitsam und scheint dabei ein gutes Herz zu haben."

„Ja, wenn man sich das recht bedenkt, eine Frau hast du nöthig," meinte Michel, „darin hast du Recht."

„Siehst du, als Junggeselle geht es doch nicht. Niemand ist da, der einem das Essen kocht, die Kleider wäscht und flickt. Ich bin das einsame Leben überdrüssig; hat man eine Frau, so ist es etwas ganz Anderes."

Der Eintritt des Krügers unterbrach das Gespräch. Rasch tranken sie noch den Rest ihres Bieres aus, und, nachdem sie ihre Zeche bezahlt, gingen sie wieder zur Arbeit zurück; Peter froh wie eine Lerche, da er doch die Möglichkeit gefunden, sein Herz durch Aussprechen leichter zu machen. — — —

Während diese Unterhaltung stattfand, war Tio bei sich zu Hause beschäftigt; sie war nicht zur Arbeit ausgegangen, da sie sich vor Sticheleien fürchtete. „Was soll ich zur Arbeit gehen," überlegte sie, „um mich von den Burschen und Mädchen wegen Wasili necken zu lassen. Ich habe auch zu Hause genug zu

thun." Sie beschloß ihre Hausgeräthschaften zu reinigen. Zu dem Zweck trug sie dieselben vor die Thür ihrer kleinen Hütte und legte sie neben sich auf den Rasen. Nachdem sie noch Asche und eine Schale warmes Wasser herbeigeholt und vor sich auf die Holzbank gestellt, fing sie ein Geräth nach dem andern mit einem Baststück zu scheuern an.

Von dem gestrigen Abend war ihr Kopf noch benommen; alles das, was sie durchgemacht, trat ihr vor die Augen und sie fühlte sich mit sich selbst unzufrieden. Das Betragen Wasili's erschien ihr heute in einem viel mildern Lichte als gestern und sie bedauerte es fast, mit ihm gebrochen zu haben.

„Er war doch ein schmucker Bursche," sagte sie sich und seufzte dabei, „aber nun habe ich mich schon mit Peter versprochen."

Während Tio so mit ihrer Arbeit beschäftigt war, die Aermel ihres Hemdes bis zum Oberarm aufgekrempelt, in bloßen Füßen, und das Antlitz von der Hitze der Arbeit roth, ertönte von der Pforte her eine Stimme, die sie begrüßte. Tio wandte sich um und wurde eine ihrer Freundinen gewahr, die gekommen war, sie zur Arbeit aufs Feld abzuholen. „Ich bleibe heute zu Hause," rief Tio ihr abwehrend zu.

„Nun, erlaube denn doch, daß ich hier noch etwas sitze und mit dir plaudere," entgegnete die Freundin und näherte sich Tio, die bereits wieder ihre Arbeit aufgenommen hatte, und setzte sich auf eine Ecke der Bank. „Du scheinst ja ungeheuer be-

schäftigt zu sein," bemerkte sie leichthin und nestelte an Tio's schwarzem Ledergurt, der ihren Rock schloß, „nun, wie kamst du denn gestern nach Hause?"

„Wie sollte ich nach Hause kommen; ich lief eben so schnell ich konnte aus dem Kruge, um nicht auch geprügelt zu werden," bemerkte Tio, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

„Ach ja, was war das gestern für eine entsetzliche Prügelei," fuhr ihre Freundin fort und sah Tio ins Gesicht. Tio scheuerte mit doppeltem Eifer einen Eimer. „Was war denn so Besonderes dabei, Marie," bemerkte sie ohne aufzusehen, „zum ersten Male passirt es doch gerade nicht?"

„Nun ja," entgegnete die Freundin, „aber ich erschrecke doch stets, wenn die Burschen so mit Holzscheiten, oder was sie gerade unter die Hände bekommen, auf einander losschlagen."

Tio sah von ihrer Arbeit auf und entgegnete in etwas scharfem Tone: „Aber manches Mal ist doch so ein hartes Holzscheit für gewisse Bursche sehr gut."

Ihre Freundin wurde lebhaft. „Ja, da hast du ganz recht" bemerkte sie, „zum Beispiel Peter hätte ich einen solchen wohl gewünscht."

„Wie, Peter?" entfährt es Tio, „was hat denn der Schlimmes gethan? Du meinst wohl Wasili?"

„Nein, gerade Peter; ich weiß nicht aber mir ist er so unangenehm. Ihm hatte Wasili doch nichts gethan, und was hat er sich hineinzumischen, wenn derselbe dich küssen wollte?"

Tio wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. „Du meinst vielleicht," entgegnete sie gekränkten Tones, „daß Wasili hübsch gehandelt hat, als er mich vor allen Leuten küssen wollte?"

„Aber Tio, sei doch nicht so zimperlich," bemerkte vorwurfsvoll die Freundin, „was kann denn Wasili dafür, daß du so hübsch bist. Und wenn er dich küssen wollte, du bist dadurch nicht schlechter geworden. Man kann einem Menschen doch nicht so zürnen, wie du, wenn er einmal einen dummen Streich begangen hat; ihm hat es gewiß später leid gethan." Sie zupfte mit der Hand an ihrem blauwollenen Rocke und blickte nachdenklich auf ihre Schuhe nieder, dann begann sie wieder. „Du scheinst ganz so wie die Bursche zu sein, die alle die Soldaten nicht leiden können; aber mir geht es, muß ich sagen, daß ich dieselben in ihrer bunten Uniform viel lieber sehe, als alle Uebrigen, und nun erst Peter, was ist der gegen Wasili für ein grober Klotz."

„Ach, ich will nichts mehr hören," rief Tio ärgerlich „du hast nur die Soldaten im Kopfe, weil dein Andrei auch einer ist," und scheuerte von Neuem am Eimer.

„Wie du meinst," bemerkte erregt die Freundin, „aber hättest du angesehen, wie sie über den armen Wasili herfielen, wie Peter mit einem Scheit ihm auf den Schädel schlug, daß das Blut emporspritzte und er zu Boden stürzte."

„Was sagst du," rief Tio erbleichend aus,

„Wasili ist doch nicht todtgeschlagen worden?“ Der Eimer entfiel ihren Händen und rollte zu Boden.

„Nein, nicht todt; aber schwer verwundet,“ fuhr die Freundin in ihrer Rede fort, „hat ihn Peter. Ach, wie Wasili da lag auf der Diele ausgestreckt, das Blut floß ihm längs der Stirn herunter.“

„Nun, wo ist er denn geblieben, sage, sprich, doch!“ rief Tio ungeduldig aus.

„Sie hoben ihn auf, nachdem der Krüger endlich zwischen den Streitenden die Ruhe wieder hergestellt hatte, und brachten ihn in eine benachbarte Hütte.“

„Nein, das Unglück, das Unglück,“ murmelte Tio vor sich hin.

„Wie ich eben höre, soll er starkes Fieber haben und immerfort vor sich hinschwatzen. Nun siehst du, jetzt bedauerst du ihn auch, den armen Menschen. Wie du erschreckt aussiehst! Das hat Alles Peter angerichtet. Was hat so ein Mensch, der eben aus der Fremde in die Heimath zurückkehrt, auch sogleich Streit anzufangen.“

Tio sah noch immer starr vor sich hin und war nicht im Stande zu reden.

„Aber nun lebe wohl, ich muß fort. Warum kommst du denn eigentlich heute nicht zur Arbeit?“ fragte ihre Freundin und stand zum Fortgehen auf.

„Ach, ich habe heute so viel zu Hause zu thun,“ brachte Tio mühsam hervor, „du siehst, was ich Alles in Ordnung zu bringen habe.“

Einige Wochen vergingen, Tio kam öfter mit

Peter zusammen; doch jedes Mal, wenn sie mit ihm zusammen gewesen war, überkam sie ein Gefühl der Traurigkeit, sie wußte selbst nicht, woher.

Es war eines Abends, die Sonne war bereits hinter dem Walde verschwunden, aber die Lämmerwölkchen am Himmel erglühten doch noch im rosigen Wiederscheine, und am Horizonte zog sich ein schmaler, blaßrosa Streifen hin. Friedlich und still lag die ganze Gegend; die Heerden waren nach Hause getrieben, die Kühe gemelkt. Alles suchte nach des Tages Hitze im Schlafe Ruhe und Erholung. Nur Tio stand am Zaun ihres Kartoffelgärtchens und schaute nachdenklich in die Ferne. Ihre Gedanken schweiften zurück; sie dachte an Wasili und unwillkürlich stellte sie Vergleiche zwischen ihm und Peter an, die aber zu Gunsten Wasili's ausfielen. Wie oft hatten sie nicht beide, Wasili und sie, gerade hier am Zaune gestanden und mit einander geplaudert; wie waren dann die Stunden schnell verstrichen — auf Nimmerwiederkehr! Sie war ja gebunden, sie hatte ihre Zusage Peter gegeben und davon konnte sie sich nicht mehr frei machen.

Gebunden, auf immer? War sie denn gebunden? Nein, noch war sie frei, noch konnte sie ihre Zusage rückgängig machen. Aber liebte sie denn nicht Peter? Er war stets so gut, so freundlich gegen sie, sie konnte sich keinen bessern Mann denken, als ihn. Nein, sie wollte sich bezwingen, sie mußte Wasili vergessen, nicht mehr an ihn denken. Und doch das Herz war mächtiger als ihr Wille, — das Bild Wasili's

trat wieder vor ihre Seele, schmeichelnd, liebkosend; alle Erinnerungen an ihn tauchten in ihrem Geiste auf, und sie fühlte, wie es sie mächtig zu ihm hinzog.

Da gewahrte sie über die Weide einen Soldaten kommen; sie sah schärfer hin und erkannte Wasili. Es durchzuckte sie ein Schreck, ihr Herz klopfte heftig und ihre Wangen rötheten sich. Was sollte sie thun? Sollte sie bleiben oder fortgehen? Unschlüssig sah sie um sich. Doch Wasili war schon zu nahe heran gekommen, als daß sie von ihm unbemerkt hätte forteilen können; sie beschloß seine Ankunft abzuwarten, hätte er doch sonst geglaubt, daß sie ihn fürchtete.

Wie Wasili näher kam, bemerkte Tio, daß er eine weiße Binde um den Kopf trug, sein Gesicht sah mager und bleich aus. „Der arme Mann" dachte sie, „was muß er während seiner Krankheit gelitten haben — und das aus Liebe zu dir," flüsterte eine Stimme in ihrem Innern.

Wasili eilte auf Tio zu; seine Augen hatten einen ungewöhnlichen Glanz, sein ganzes Wesen verrieth Erregung. „Endlich, Tio," sprach er mit von Leidenschaft unterdrückter Stimme, „ist es mir möglich dich wiederzusehen. Während der ganzen Zeit, daß ich krank auf dem Bette lag, hat dein Bild mir vorgeschwebt; o, vergieb mir, was ich dir Böses gethan habe." Er hatte ihre Hände ergriffen und drückte sie an sich.

Tio versuchte, ihm dieselben zu entziehen „Wa-

sili," stammelte sie verwirrt, „ich weiß nicht, ich verstehe nicht, was du willst."

„Du zürnst mir, Tio!" sprach er mit schmerzlicher Betonung; „ist es möglich, daß du mir das als Schuld anrechnest, was ich doch in einem Augenblicke begangen habe, wo ich meiner selbst nicht mächtig war, und wer trägt die Schuld daran, wenn nicht meine Liebe zu dir? Und soll ich denn schuldig sein," fuhr er fort, „nun so habe ich es doch reichlich auf meinem Krankenlager verbüßt, wo ich zwischen Tod und Leben schwebte. Vergieb mir." Er ergriff von Neuem ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Ich kann nicht, ich darf nicht," rief Tio, aber sie entzog ihm ihre Hand nicht.

„Du kannst nicht, du darfst nicht?" fragte Wasili aufstehend, „was heißt das, wer kann dich zwingen, bist du nicht frei? Ist die Erinnerung an die Stunden, die wir gemeinsam verlebt, ist unsere Liebe dir so wenig werth, daß du sie gegen einen Augenblick des Aergers aufwiegst?"

„O, wie du hart bist, Wasili," erwiderte Tio, „wenn du mein Inneres sehen könntest, welche Kämpfe deinetwegen ich auszustehen habe."

„So folge der Stimme deines Herzens, da wirst du den richtigen Weg finden," sprach Wasili und drückte sie an sich.

„Ich bin verlobt mit Peter, es geht nicht." Tio versuchte sich ihm zu entziehen; Wasili wurde roth vor Zorn. „Verlobt mit Peter, was hat das zu bedeuten," rief er heftig, „ist unsere Liebe nicht

älter und mächtiger als alle Verpflichtungen?" Mächtig kämpfte die Leidenschaft in Tio's Herzen; sie versuchte ihr Widerstand zu leisten, doch vergeblich. Wie das Eisen zu dem Magneten, so fühlte sie sich unwiederruflich zu Wasili hingezogen. „Nein, nein," stammelte sie, aber ihre Augen und ihr Gesicht straften ihre Worte Lügen. — — — — — — — — — —

Und der Mond ging auf und goß sein bläulich zitterndes Licht über die Ebene. Die Nacht breitete ihren dunklen Schleier über die Erde, friedlich und still lag die ganze Gegend; in der Ferne vom Walde her ertönte das Schluchzen der Nachtigall.

## 4. Capitel.

Seit jenem Abend war Tio mehrfach mit Wasili zusammengekommen. Ihre alte Liebe zu ihm war zu neuer Gluth angefacht, und dieses Feuer fand stets wieder Nahrung in dem Verbotenen ihres Verhältnisses. Dazwischen erhoben sich allerdings Stimmen in ihrer Brust, die sie warnten: „Was thust du, halte ein!“ Ernst, gesetzt schwebte ihr Peter vor, und ein Gefühl der Scham überkam sie dann. „Er meint es gut, er meint es ehrlich mit dir,“ sprach's in ihrem Herzen, „Wasili dienst du nur zum Zeitvertreib; der ist Soldat, nie kann er dich zum Weibe nehmen.“ Aber wie der Trinker, welcher seinem geliebten Genuß entsagt, vordem noch mit ganzer Seele sich ihm hingiebt, so suchte auch Tio sich damit zu beschwichtigen, daß es doch bald mit Wasili auf immer vorbei sei. „Nur kurze Zeit kann ich ihn noch herzen und küssen,“ sagte sie sich, „dann bin ich ja Peters Weib — dann ist es aus.“ So war ihre Seele in einen Zwiespalt aufgelöst, in dem sich Peter und Wasili um die Herrschaft stritten; aber dieser Zwie-

spalt bereitete ihr einen Genuß, dem zu entsagen sie sich scheute. Obgleich sie bestrebt war, so geheim als möglich mit Wasili zusammen zu kommen, so geschah es, daß einer sie zusammen im Gespräche traf, ein anderer Wasili aus dem Hofe gehen sah, und im ganzen Dorfe munkelte man bald, daß die Beiden ein Liebesverhältniß unterhielten. Nur Peter wußte nichts davon. Ahnungslos plauderte er, wenn er freie Zeit hatte, mit seiner Tio; seine Liebe gestattete dem Zweifel oder Mißtrauen keinen Raum. In der letzten Zeit schien es ihm allerdings, als wäre Tio ihm gegenüber kühler geworden, er legte dem Umstande aber keine Bedeutung bei und grübelte nicht weiter darüber nach. Er hatte gewünscht, daß sie, wie es üblich war, zusammen zum Pastor gehen und ihre Verlobung dadurch bekannt machen sollten; Tio hatte abgelehnt. „Warten wir doch, bis du das Gesinde hast," meinte sie; es wäre alsdann viel hübscher entgegnete sie auf seine Vorstellungen und dabei blieb es. Er hatte nachgegeben. „Mädchenlaunen" dachte er, „es kommt ja, genau genommen, auf einige Wochen nicht an."

Eines Tages, als Michel und Peter wieder zusammen arbeiteten, nahm jener Peter unter den Arm. „Hör' mal," sagte er ihm bedeutungsvoll „siehe zu, daß dir kein Kuckuk ein Ei ins Nest legt."

„Was willst du damit sagen?" fragte Peter die Stirn runzelnd, „ich verstehe dich nicht, drücke dich deutlicher aus." Es ahnte ihm, daß Michels Aeußerung sich auf Tio beziehen müsse.

„Ich will sagen, daß jemand Anderes sich bei deiner Tio wärmt, während du hier bist," antwortete Michel.

„So, und wer sollte denn das sein?" fragte Peter erbleichend.

„Nun," bemerkte Michel „man erzählt im Dorfe, daß der Wasili häufig mit ihr zusammen sei; versteht sich, kann es ja auch eine Klatschgeschichte sein. Ich selbst habe nichts bemerkt."

„Also Wasili;" murmelte Peter vor sich hin, „so, so! weißt du Michel, wenn du selber nichts gesehen hast, dann thätest du wohl besser, solche Geschichten für dich zu behalten; die Leute reden viel." Er versank in tiefes Nachdenken; die Bemerkung Michels hatte doch auf ihn Eindruck gemacht. Nach einiger Zeit fing er darüber selbst mit Michel zu reden an. Derselbe erzählte ihm darauf, was er gehört hatte.

„Was, mir ist es ja einerlei," schloß Michel seine Erzählung „ich theile es dir mit; du selbst wirst ja besser wissen, was du zu thun hast."

„Nun, ich danke dir," entgegnete Peter, dessen Argwohn geweckt war — er hielt sich vor, daß vor seiner Verlobung schon Wasili und Tio zusammen genannt wurden — „wir wollen mal sehen." Ueber seine Ansicht, was er zu thun gedachte, äußerte er nichts und Michel fragte auch nicht danach.

Sobald Peter am Abend von der Arbeit frei kam, eilte er zu Tio; es ließ ihm keine Ruhe, er mußte sich Gewißheit verschaffen. Er traf sie an

ihrem gewohnten Platz am Zaun. Nachdem sie sich gegenseitig begrüßt, versuchte Peter über einiges Nebensächliche mit ihr zu reden; er hatte sich vorgenommmen, Tio nicht sogleich über Wasili zu befragen, sondern erst allmälig das Gespräch auf ihn zu bringen und sich Klarheit darüber zu verschaffen. Vielleicht thäte er ihr Unrecht und würde sie dann, wenn er mit der Thür in's Haus stürze, ungerechtfertigt kränken. Besser auf Umwegen sein Ziel zu erreichen! Aber lange hielt er es nicht so aus, es drückte ihn zu sehr auf dem Herzen. Einige hastige Züge that er noch aus seiner Pfeife, dann platzte er los: „Sag', ist es wahr, was die Leute erzählen, daß du mit Wasili zusammenkommst?"

Die unerwartete Frage verwirrte Tio und sie zögerte mit der Antwort; Peters argwöhnischen Blicken entging das nicht. „Was wäre denn daran, daß ich mit ihm zusammen gewesen wäre?" brachte sie endlich hervor.

„Was daran wäre?" wiederholte Peter; seine Lippen bebten, als er weiter sprach, „weil du mich alsdann nicht lieben könntest."

Tio blickte zu Boden. Wie dumm! Wo hatten die Leute nur erfahren, daß sie mit Wasili zusammenkam? Und sie dachte doch, es wäre stets unbemerkt geblieben; nun mußte es noch Peter gehört haben!

„Aber Peter," sagte sie, „glaube doch nicht Alles, was dir die Leute vorreden. Ich habe Wasili einmal gesehen, das ist wahr; aber gar nicht weiter mit ihm gesprochen. Die Menschen haben ja auch

nichts Besseres zu thun, als über ein armes Mädchen Schlechtes zu reden!"

„Nein, Tio," entgegnete Peter, „nicht allein, was die Menschen reden, du selbst bist gegen mich nicht so, wie ich es erwartete." Er hatte ihre Hand erfaßt und blickte ihr in's Gesicht.

Tio schlug die Augen nieder. Wo hinaus wollte er nur mit diesen Reden; wozu? Sie mußte versuchen, ihn von diesem Gegenstande abzubringen.

„Ich weiß nicht, Peter, was dir heute ist," entgegnete sie, „bald behauptest du, daß ich mit Wasili heimlich zusammenkomme, bald soll ich nicht mehr so gegen dich sein, wie du es erwartest. Du willst mich kränken!" Sie entzog ihm schmollend die Hand

„Kränken dich?" rief Peter verletzt aus, „fühlst du denn nicht, daß nur die Furcht, deine Liebe verloren zu haben, mich so reden läßt?"

„Wie kommst du auf so alberne Reden, Peter? Warum sollte ich dich weniger lieben," meinte Tio. Sie schlug leicht mit der Hand auf seinen Arm und blickte ihm ins Gesicht. Wer hat nicht schon den magischen, herzberückenden Einfluß empfunden, den der Blick der Geliebten ausübt? Auch Peter unterlag ihm. Mit Liebkosungen und Schmeichelworten bannte Tio das Mißtrauen aus Peters Herzen und zerstreute die Wolken auf seiner Stirn; im Liebesgetändel verging ihm so rasch die Zeit.

Doch nicht auf lange waren die Zweifel aus seinem Innern gebannt; wie er nach Hause zurückkehrte, stellten sie sich von Neuem wieder ein. Der

Argwohn, welcher einmal in seinem Herzen Fuß gefaßt, ließ sich nicht so leicht verscheuchen. „Dummes Zeug, warum sollte Tio mit Wasili ein Verhältniß haben"; redete er sich auf dem Heimwege ein. „Wenn sie ihn liebt, warum hat sie sich denn mit mir verlobt?" Er versuchte sich die Gedanken aus dem Sinn zu schlagen, doch vergeblich. Er erinnerte sich der Scene im Kruge, als Wasili Tio zu küssen versucht hatte. Wie war Wasili darauf gekommen? So ohne jeglichen Grund wird doch wohl Niemand ein Mädchen küssen wollen. Also mußte sie ihm Veranlassung gegeben haben. Peter fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn, die feucht von Schweiß war.

Unwillkürlich lenkte er seine Schritte zu Michel zurück, der noch auf dem Hofe an einem gebrochenen Wagenrade arbeitete.

„Nun" fragte Michel von der Arbeit aufsehend, als Peter eintrat, „du siehst ganz aufgeregt aus?"

„Ach nichts," entgegnete Peter ärgerlich, „ich war eben mit Tio zusammen."

„So, da gab es wohl eine freundschaftliche Auseinandersetzung?"

„Laß deine Spöttereien, Michel. Ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll. Es ist mir ein entsetzlicher Gedanke, daß Tio Wasili lieben soll."

„Ja, angenehm muß es dir gerade nicht sein" bemerkte Michel, pflegmatisch an seinem Stücke Holz hackend. Peter hatte sich auf einen Balken gesetzt, der im Hofe lag, und sah vor sich nieder.

„Einerlei," begann er wieder aufstehend, „mag

dem sein, wie ihm wolle; ich muß darin Klarheit haben. Aber sollte es wahr sein, dann Wasili!... er ballte seine Fäuste — „wenn ich nur wüßte“....

Mehrere Wochen verflossen, ohne daß sich irgend etwas ereignete, was Peter erneute Veranlassung zum Mißtrauen gegeben hätte. Im Gegentheil, wenn er mit Tio zusammenkam, so vermochte er nichts Befremdliches mehr an ihr zu bemerken; ja sie war, so schien es ihm, freundlicher als sonst, so daß er selbst sich seines Verdachtes als eines vollkommen grundlosen zu schämen begann. Da sollte er jedoch etwas erleben, was sein früheres Mißtrauen vollkommen bewahrheitete. Eines Abends ging Peter zu Tio, aber nicht zur gewohnten Stunde, sondern bedeutend später, da die Arbeit ihn so lange aufgehalten hatte. Voller Ungeduld hatte er auf den Augenblick gewartet, wann er frei würde, — mit Michel zusammen hatte er Roggen ausgesäet und mußte jetzt die frische Saat einpflügen. Dazwischen holte er immer wieder die Uhr hervor, um nachzusehen, wie viel es schon an der Zeit sei, so daß es auch Michel auffiel und er zu Peter sagte: „Heute scheint es ja bei dir zu brennen.“ Peter hatte darauf etwas Unverständliches vor sich hingebrummt und weiter gearbeitet. Jetzt war er endlich frei und voller Sehnsucht eilte er zum Gärtchen, wo seine Zusammenkünfte mit Tio stattfanden; er befürchtete Tio schon nicht mehr dort anzutreffen. Als er beim Zaun anlangte, fand er sie auch nicht mehr vor. Mißmuthig machte er sich selbst Vorwürfe, so lange bei der Arbeit verweilt zu haben

und nicht früher aufgebrochen zu sein. „Vielleicht ist Tio noch auf dem Hofe" dachte er und ging dahin sie zu suchen; doch auch hier vergebens. Was sollte er thun, nach Hause gehen? Unschlüssig stand er da. „Sie wird sich wohl zur Ruhe begeben haben," meinte er alsdann, „ich werde doch zu ihrem Fenster gehen und anklopfen." Er begab sich auf die andere Seite der Hütte, wo das Fenster zu Tio's Stube lag und bemerkte zu seiner großen Freude daselbst Lichtschimmer. Sie ist noch wach, sagte er, da werde ich sie ja noch sprechen können. Was mag sie wohl noch in ihrer Stube machen? fragte er sich neugierig. Er näherte sich ihrem Fenster und schaute hinein; doch entsetzt prallte er zurück; sein Körper wankte und seine Hände fuhren in der Luft herum, als suchten sie eine Stütze, woran sie sich halten könnten.

„Ha, Wasili!" knirrschte er, dann eilte er aus dem Hofe, Rache und Verzweiflung im Herzen.

— — — — — — — — — — — — —

Der Mond war am dunklen Himmel aufgegangen und beleuchtete den sandigen Strand, an dessen Ufer in eintönigem Gemurmel die Wellen schlugen. Auf der Düne oben brannte ein helllohendes Feuer, das sich im Meere wiederspiegelte und seinen Schein weit über dessen stahlgraue Flut hinaussandte. Zwischen hochstämmigen Kiefern und Ellern saßen mehrere Bauern um's Feuer und warfen von Zeit zu Zeit Reisig in die Flammen, um sie höher aufflackern zu lassen. Unter den Bauern auf der Düne ausgestreckt lag Peter. Sein Gesicht sah bleich und verstört aus;

das Haar hing ihm unordentlich um die Stirn. Ohne ein Wort zu reden lag er da und starrte in die Flammen hinein; man hätte ihn für einen Todten halten können, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Zucken in seinem Gesichte verrathen hätte, daß noch Leben in ihm war.

Auf einem Baumstumpf ihm gegenüber saß ein alter, hagerer Bauer, dessen scharfe Züge und buschige Brauen grell von dem Feuer beleuchtet wurden. Halbverdeckt unter einem Wachholderstrauch, der hier einsam unter den Bäumen wuchs, war zur Seite des Alten ein Faß gestellt, dessen Inhalt abwechselnd die Runde unter den Anwesenden machte, die durcheinander sprachen und schrien.

So, wie die Schaar ums Feuer versammelt dasaß, machte sie den Eindruck eines Haufens Freibeuter, der eben gelandet, sich hier zu einer That beräth.

Der Alte schien eine größere Autorität als die Uebrigen zu beanspruchen; wenigstens wenn er sprach, horchten die Andern aufmerksam darauf.

„Der Willem wird gegen Morgen gut landen können," sprach er aufstehend und den Kopf vorstreckend, „der Wind hat sich gewandt und weht aus Westen."

„Wenn uns nur nicht einer der Grenzsoldaten beim Bergen der Sachen ertappt," meinte bedenklich ein kleiner untersetzter Bauer mit breiten Backenknochen und geschlitzten Augen.

„Die werden sich hüten in unsere Netze zu

kommen. Sie wissen, was sie dann erwartet," bemerkte verächtlich der Alte.

„Das glauben wir auch," lachten die Andern, „mit denen werden wir schon fertig."

„Immer vorwärts," rief ein junger Bursche, „die Böte sind ja schon bereit, um die Ladung aufzunehmen."

Er nahm aus seines Nachbarn Hand eine hölzerne Kanne, that einen tüchtigen Trunk daraus und reichte sie darauf seinem Nebenmann.

„Vergeßt nicht Peter," mahnte der Alte und deutete auf ihn. „Zum ersten Male nimmt er heute an unseren Fahrten Theil."

Seinem Wunsche wurde willfahrt; Peter nahm die Kanne und trank daraus, ohne ein Wort zu reden; doch seine Wangen rötheten sich und seine Augen erglänzten fieberhaft.

„Ja, in solchen Sachen kennen wir keinen Spaß," fuhr der Alte fort, „wann war es doch, ich glaube es sind zehn Jahre zurück, daß der Officier ertrank?"

„Dem du mit dem Ruder eins auf den Kopf gabst?" bemerkte der Bauer mit den breiten Backenknochen.

„Eben derselbe," bestätigte der Alte. „Es war damals schon Spätherbst; in der Nacht wüthete ein schrecklicher Sturm aus Nordost. Die Bäume ächzten und krachten, von den Dächern wurde das Stroh herausgerissen. Am folgenden Morgen hatte sich das Wetter gelegt, nur die Wellen gingen noch hoch. Da hatte das Meer uns ein schönes Geschenk dargebracht und der prächtigste Dreimaster war an den Strand

geworfen, der Kiel mitten durch geborsten. Mannschaft schien nicht mehr darauf zu sein. Ich rief sogleich meine Jungens und wir machten uns auf den Weg, zu retten, was noch zu retten war. Wie wir eben vom Ufer abstoßen, kommt ein Grenzofficier von drüben angefahren. Mit der Hand winkte er uns schon von Weitem, damit wir anhalten und ihn mitnehmen sollten. Wart, dachte ich mir, du hoffst wohl der Erste an Bord zu sein und damit das Prisenrecht zu erhalten. Das will ich dir schon versalzen. Also wir hielten doch an und ließen ihn ruhig einsteigen. Darauf stießen wir ab. Die See ging wie gesagt noch sehr hoch; das Boot in dem ich und der Officier saß, wurde von den Wellen hin und her geschaukelt. Mit einem Male bekam der Officier, welcher aufgestanden war, um besser das Schiff sehen zu können, einen Stoß, daß er das Gleichgewicht verlor, schwankte und mit dem Kopf voran ins Wasser stürzte. Er vermochte sich noch mit beiden Händen an das Boot zu klammern und schrie jämmerlich um Hilfe; da streckte ich ihm noch ein Ruder entgegen — einige Dummköpfe behaupteten, ich hätte ihm damit auf den Kopf geschlagen — doch er versank in den Wellen. Was hatte er sich hineinzumischen.“ Der Alte ließ sich die Kanne geben und trank daraus. Seine Genossen hatten schweigend der Erzählung zugehört.

„Lohnte sich denn auch die Strandung?“ fragten sie, nachdem der Alte geendet.

„Das will ich meinen! Die schönsten Früchte

und Weine, auch manches Goldstück war da zu finden."

„Ich weiß nicht, was diese Soldaten hier im Lande wollen," sprach ein junger, kräftiger Bauer, „ist nicht unser das Land, ist nicht unser das Meer? Aber überall treten sie zwischen uns und wollen uns in unserer Freiheit hemmen."

„Ja, in alten, grauen Zeiten war es anders," begann wieder der Alte, „damals waren wir frei und Niemand gebot uns, als wir selbst. Hier bei dieser Düne stand vor vielen hundert Jahren das Schloß eines unserer alten Könige und von hier zogen wir aus zu kühner Fahrt gegen die Dänen, Schweden und Norweger."

„Und überall ward unser Name gefürchtet und gepriesen," ertönte es aus dem Kreise, „wir waren die Tapfersten; die Weiber schreckten ihre Kinder mit unserem Namen und die Männer erbleichten, wenn es hieß, wir wären gelandet."

„Und wo ist sie geblieben, diese Freiheit, der wir uns damals erfreuten?" fragte einer der Bauern. „Verloren an die Fremden, unter deren Joch wir uns beugen müssen."

„Nicht für immer," erwiderte der Alte, „auch für uns wird einst wieder die Sonne aufgehen. Noch wohnt in uns dieselbe Kraft, derselbe Sinn, wie in unsern Vätern, und wo die Gewalt nichts hilft, da hilft die List."

„Ja, Tod den Eindringlingen" rief, Reisig in's

Feuer werfend, der junge Bauer, „laßt uns kämpfen für die Freiheit unserer Väter."

„Tod den Eindringlingen," erschallte es im ganzen Kreise und die Kanne wurde herumgereicht. Der Alte aber erhob sich: „Hier sind wir noch unbelästigt, hier darf uns Niemand stören; stimmen wir denn an das uralte Lied von unsern Vätern!" und er fing an zu singen, die Genossen jedoch fielen ein:

„Mir heilig ist dein blut'ger Strand
O du, mein Vaterland!
Als ihre Freiheit in Gefahr,
Kämpft muthvoll hier der Väter Schaar.
Von ihrem Kampf die Ahn' noch singt
Und sehnsuchtsvoll ihr Lied mir klingt.
Blinkt nicht des Schwertes Schneide dort,
Auf hohem Wall, der Freiheit Hort?
Ja, heilig ist dein blut'ger Strand,
O du, mein Vaterland!"

„Genug!" rief der Alte, „jetzt zu den Böten!" Der Gesang verstummte, alle schaarten sich um ihn.

„Aber wo ist Peter?" fragte der Alte, nachdem er seine Genossen gemustert.

„Er war noch eben hier, er muß eben fortgegangen sein."

„Wird wohl ängstlich geworden sein durch unsere Reden," meinte ein Bauer. „Nun, laßt ihn laufen."

---

Erdbibl. univ. Tar

## 5. Capitel.

Peter hatte es auf der Düne nicht länger auszuhalten vermocht; es verfolgte ihn der Gedanke daran, was er bei Tio gesehen; es ließ ihm keine Ruhe, es zerriß sein Herz und wühlte in seinem Kopfe, daß er aufspringen und davoneilen mußte, um Frieden zu suchen, den er doch nicht fand. In hastigen Schritten eilte er durch den Wald, bald über einen Stein, bald über eine Baumwurzel stolpernd. Er wußte selbst nicht wohin, nur weiter, immer weiter trieb es ihn. Mitleidig lächelnd schaute der Mond vom wolkenlosen Himmel auf ihn herab, die Sterne prangten in kühler, kalter Pracht; vor ihm erhoben sich wie gespenstische Schatten die alten, hundertjährigen Kiefern und die riesigen Felsblöcke, die hin und her zerstreut den Boden bedeckten; sie betrachteten sich verwundert den ruhelosen Wanderer in dunkler Nacht.

„Ich ertrage es nicht. Herr Gott im Himmel, warum hast du mir das angethan? womit habe ich das verdient?" stöhnte Peter. Er griff mit der Hand

nach seiner Schläfe, wie von einem plötzlichen Schmerze erfaßt. Der Wechsel der Empfindungen war für ihn ein zu starker, zu plötzlicher gewesen. Wie quoll sein Herz von Liebe über, wenn er zu Tio eilte, welche Sehnsucht nach ihr ergriff ihn, wenn er auch nur kurze Zeit von ihr fern war. Alle seine Gedanken und Empfindungen liefen nur in dem einen Punkt zusammen, im Gedanken an sie; wie hatte er sich die Zukunft im Verein mit ihr schön ausgemalt, für sie hatte er ja gearbeitet, gelebt. Und nun mit einem Schlage Alles vernichtet, Alles verloren. Ueberwältigt vom Schmerze hatte sich Peter auf einen Stein gesetzt, den Kopf in den Händen vergraben. In seine Augen drängten sich Thränen, und von Zeit zu Zeit ächzte er wie gefoltert von innern Qualen. Doch gewaltsam versuchte er sich von den Bildern, die jetzt der Vergangenheit angehörten, zu befreien.

„Ich will nicht mehr an Tio denken," sprach er vor sich hin, die Zähne zusammenpressend, „es ist vorbei damit, zu Ende! Aber Vergeltung muß ich haben, rächen will ich mich für das mir gestohlene Glück."

Peter stand auf und schritt weiter. Gegen die vorhergehende Erregung war es in seiner Seele ruhig geworden; nun hatte er den Punkt gefunden, auf den sich all sein Denken concentrirte: „Rache, Rache," rief es in seinem Innern. Sein ganzes Augenmerk richtete sich auf Wasili; er sollte ihm die Vergeltung geben, nach welcher seine Seele lechzte.

Peter trat aus dem Walde heraus, er stand

auf der Weide. „Wohin gehe ich?“ fragte er sich. „Vielleicht ist Wasili noch bei Tio, und ich treffe ihn dort!“ blitzte es in ihm auf. „Wenn ich ihn dort vor ihren Augen ergreifen könnte!“ dachte er mit teuflischer Freude. Er malte sich das Entsetzen Tio's, den Schrecken Wasili's alsdann aus und empfand bei dem Gedanken lebhafte Befriedigung, „Jedenfalls, habe ich ihn ergriffen, so soll er mir nicht mehr lebend aus den Händen kommen,“ gelobte er sich. Die Hütte war nicht weit vom Ausgange des Waldes entfernt, Peter hatte sie bald erreicht. Noch ein Mal, wie er vor derselben stand, tauchte vor seinem Geiste die Erinnerung an selige Stunden, die er mit Tio verlebt, auf; doch sie reizte ihn nur noch zur höchsten Wuth.

Er trat an's Fenster und schaute hinein; ein Vorhang verhüllte dasselbe, jedoch konnte er zwei sich im Zimmer bewegende Schatten unterscheiden. „Wasili ist noch da,“ knirrschte er; ein geradezu freudiges Gefühl überkam ihn. „Jetzt entgeht er mir nicht, ich habe ihn!“

Peter fühlte es, der Augenblick zur That war gekommen. Er griff nach der Klinke, um die Thür zu öffnen, unschlüssig ließ er sie wieder fahren. Sollte er jetzt eintreten. Sollte er Wasili im Zimmer Tio's ergreifen? Er trat zurück. Was hatte er davon! besser — er wartete so lange, bis Wasili in's Freie trat. Sie konnten auch ebenso gut ihre Sache unter sich abmachen; dazu bedurfte es keiner weiteren Zeugen. So wartete er denn, er wartete geduldig mit der

Ausdauer eines Jägers, der auf ein Stück Wild lauert. Er war aus dem Hofe herausgetreten und hatte abseits vom Wege auf einem Baumstumpf Platz genommen. Bei jedem Geräusch, das ertönte, fuhr er auf: „Jetzt kommt Wasili!“ doch immer befand er sich im Irrthum. Aber seine Kräfte ließen nicht nach, er beschloß zu warten, sei es bis zum frühen Morgen.

Da, der Hahn hatte schon einmal gekräht, hörte Peter von der Hütte her, wie die Thüre knarrte; er vernahm ein leises Geflüster, darauf leichte Schritte, die sich ihm näherten.

„Er kommt,“ sagte sich Peter. Er sah eine Gestalt aus dem Hofe heraustreten und näher kommen. Peter hatte sich erhoben; es bemächtigte sich seiner eine fürchterliche Aufregung, er fühlte, wie seine Kniee zitterten. Jetzt ging die Gestalt an ihm vorüber, er erkannte Wasili. Peter ging ihm nach. Sollte er ihn jetzt erfassen, ihn erwürgen, ihn tödten?

Er packte Wasili von hinten am Arm; derselbe drehte sich um. „Wer ist da?“ wollte er fragen, doch das Wort erstarb ihm auf seinen Lippen, er hatte Peter erkannt. Einen Moment standen sie sich gegenüber, sich in die Augen sehend. Peter schoß das Blut in den Kopf. Mit der einen Hand faßte er Wasili fest um die Gurgel und drückte sie zusammen, mit der anderen hielt er dessen Leib umschlungen.

„Schurke, Mädchenjäger,“ zischte er, „jetzt habe ich dich!“ Wasili versuchte sich aus den Händen Peters

zu befreien, doch vergeblich. „Zu Hilfe," wollte er rufen aber nur ein gluckſender Ton kam aus ſeiner Kehle.

„Stirb, Böſewicht!" rief Peter. Die Wuth eines wilden Thieres hatte ihn überkommen; mit dem Fuße ſchlug er Waſili vor den Leib, daß dieſer hinſtürzte und liegen blieb. Peter warf ſich auf ihn.

„Laß mich los, laß mich los," ſtöhnte Waſili.

„Nein, du ſollſt mir büßen, hier auf der Stelle," und auf Waſili liegend, taſtete Peter mit der Hand um ſich; mit den Füßen um ſich ſchlagend, wand ſich Waſili hin und her. „Schlage nur um dich, es hilft dir doch nichts," ſprach ingrimmig lachend Peter. Jetzt hatte Peter einen Stein erfaßt und, ſich ein wenig erhebend, während er mit der einen Hand ſein Opfer an der Kehle hielt und ſein Bein auf deſſen Bruſt ſtützte, ſchlug er mit dem Steine ihm auf den Kopf, bis warmes Blut emporſpritzte.

„Barmherziger Gott, Hilfe!" ſchrie Waſili; doch in der dunkeln Nacht hörte ihn Niemand. Mit übermenſchlicher Kraft gelang es ihm, ſich endlich loszureißen; er raffte ſich auf und ſtürzte fort. Doch ſeine Kräfte waren erſchöpft; nur wenige Schritte, und er ſtürzte über eine Wurzel, die ſich auf dem Wege erhob. „Ha, du willſt mir entfliehen," rief ihm Peter nach. Er hatte den Zuſammenſtürzenden wieder erfaßt und warf ſich auf ihn mit erneuter Wuth. „Hab' ich dich wieder!" rief er in wilder Freude und von Neuem ſchlug er auf Waſili's Haupt. „Um Chriſti willen, Erbarmen!" wimmert der Unglückliche und windet

seinen Kopf hin und her; doch Peter hört nicht auf sein Flehen Erbarmungslos schlägt er mit dem Steine immerfort, bis nach und nach das Wimmern immer leiser wird und endlich verstummt.... Peter hatte sich erhoben, seine Rache war befriedigt; er stieß mit dem Fuß an Wasili's Körper, derselbe regte sich nicht. Peter beugte sich herab und befühlte das Gesicht, darauf erhob er sich wieder.

„Er ist todt," murmelte er vor sich hin.

Es dämmerte, der Mond und die Sterne hatten ihren Glanz verloren, die Sonne war noch hinter den Wolken versteckt, die sie blutig roth färbte; vereinzelt ertönten schon die Stimmen der Vögel aus dem Busch. Peter hatte sich von der Seite des Leichnams erhoben, neben dem er bis jetzt gesessen. Er fuhr sich mit der Hand über's Gesicht. „Es ist zu Ende, ich habe ihn todt geschlagen," murmelte er. Nochmals betrachtete Peter den Todten, der vor ihm lag, und ein Gefühl der Bitterkeit überkam ihn. „Du hast mir die Braut gestohlen, Alles, was mir auf Erden theuer war, hast du mir genommen; du ziehst mich auch nach dir in's Grab," sprach er dumpf vor sich hin. Darauf bewegte er sich langsamen Schrittes weiter; in seinem Innern war Alles erstorben, er hatte mit der Welt abgeschlossen. — — —

Die Nachmittagssonne sandte ihre sengenden Strahlen auf die kleinen, hellgetünchten Häuser der Kreisstadt. An den Fenstern waren die Vorhänge niedergelassen, die Straßen waren leer, nur bisweilen

ging ein Dienstmädchen mit weithin schallenden Schritten vorüber.

Mit schläfrigem Gesichte, die Augen halb geschlossen, lehnte an einer Bude beim Ausgange der Stadt ein dicker Commis und beobachtete zwei barfüßige Straßenjungen, die an der Ecke sich bemühten, einander die Mützen vom Kopfe zu reißen.

Während dessen bogen, vom Lande kommend, zwei Leiterwagen polternd in die Straße ein; den vordern, von einem mageren schmutzigen Gaul gezogen, lenkte ein kleiner, rothbäckiger Bauer — der Gemeinde-Aelteste; neben ihm lag auf dem Wagen noch ein in Segel eingehüllter Gegenstand; auf dem andern Fuhrwerk saßen auch zwei Bauern, von denen der eine in liegender Stellung theilnahmlos vor sich hinstarrte — es war Peter.

Der Zug bewegte sich langsamen Schrittes die Straße herauf an der Bude vorüber. Als der dicke Commis ihn gewahrte, machte er seine schläfrigen Augen weiter auf, zog die Hände aus den Hosentaschen und rief, den Bauern winkend: „Heda, hast du was zu verkaufen?“

Die Bauern achteten nicht auf den Zuruf, sondern fuhren weiter; der Commis schien sich darüber zu ärgern, daß man nicht auf ihn hörte. „So warte doch,“ rief er, „hast du solche Eile?“ Er ließ seine Bude im Stich und lief dem Wagen nach. „Zeig doch, was du hast!“ sprach er, nachdem er den vordern Wagen eingeholt hatte, „wir zahlen gute Preise.“

Er faßte, neben dem Wagen gehend, nach dem

Segel und hob dasselbe, fuhr aber erbleichend zurück. „Pfui, ein Leichnam," sprach er und wandte sich ab. Unter dem Segel lag die Leiche Wasili's, das Gesicht verzerrt, die Haare in blutigen Strähnen um die Stirn hängend. „Was kümmerst du dich um Alles, geschieht dir schon recht," brummte der Gemeinde-Aelteste und deckte wieder das Segel über den entblößten Kopf.

Allmälig gelangten die beiden Wagen bis zum Gerichtshause, einem hohen, aus Quadratsteinen aufgeführten, düstern Gebäude, in dem sich auch das Gefängniß befand, und hielten daselbst an.

„So, jetzt sind wir da," sagte der Gemeinde-Aelteste und stieg aus. „Hans," rief er seinem Gefährten im andern Wagen zu, „komm, hilf mir hereintragen."

Während dessen hatten sich einige Neugierige um die Wagen versammelt, die sich flüsternd in Muthmaßungen ergingen.

„Faß bei den Beinen an, ich halte den Kopf," fuhr der Gemeinde-Aelteste fort. Die Bauern hoben den Leichnam vom Wagen herab und trugen ihn die Stufen hinauf in's Gerichtsgebäude, wo sie ihn auf die Steindiele niederlegten.

Mittlerweile war auch der Gefängnißaufseher hinzugekommen.

„Was geht hier vor?" fragte er die Bauern.

Die Bauern hatten vor dem Manne in Uniform die Mützen abgenommen. „Wir bringen, gnädiger Herr, hier einen Mörder, der gestern bei uns einen

Soldaten todtgeschlagen hat," erklärte der Gemeinde-Aelteste; „den Leichnam haben wir denn auch gleich mitgenommen." „So," entgegnete der Gefängniß-aufseher „bringt nur den Mörder auch herein. Ist das der Leichnam?" er deutete auf Wasili's Körper.

„Ja," sprachen die Beiden und gingen hinaus; gleich darauf traten sie wieder mit Peter ein.

Der Gefängnißaufseher ließ durch herbeigerufene Arbeiter den Leichnam hinwegschaffen und befahl den Bauern mit Peter ihm zu folgen. Er führte sie zum Gefängniß, wo er Peter einem Schließer übergab und die Bauern entließ.

Am folgenden Vormittage fand Verhör im Gerichte statt. Das Vorzimmer war schon vor Beginn der Sitzung mit Personen gefüllt, unter ihnen auch der Gemeinde-Aelteste. Es herrschte lautlose Stille unter den Anwesenden, die nur hin und wieder durch leises Flüstern unterbrochen wurde; dazwischen gingen Beamte eiligen Schrittes durch das Zimmer, wobei sich jedes Mal alle von ihren Plätzen ehrfurchtsvoll erhoben. Endlich erschallte aus dem Sitzungszimmer ein Klingeln; gleich darauf trat der Gerichtsdiener heraus und forderte den Gemeinde-Aeltesten auf, einzutreten.

Vor einem mit rothem Tuche beschlagenen Tische, in dessen Mitte ein aus Holz geschnitzter doppelköpfiger Adler aufgestellt und der mit Papieren bedeckt war, saßen der Secretair und ein Richter. Der Gemeinde-Aelteste machte beim Eintreten einen tiefen Bückling und blieb stumm hinter den Schranken stehen, die das Zimmer in zwei Hälften theilten.

„Bist du der Gemeinde-Aelteste?“ fragte der Richter, eine militärisch aussehende Persönlichkeit mit rothem Backenbarte.

Die Frage wurde bejaht.

„Du hast,“ fuhr der Richter fort, „gestern Nachmittag einen Mann, Namens Peter Allraun, zur Stadt gebracht, der nach deiner Angabe einen Soldaten ermordet hat. Ist es richtig?“

Der Gemeinde-Aelteste bejahte wiederum.

„Nun erzähle, was du darüber zu berichten weißt.“

„Gnädiger Herr,“ begann der Gemeinde-Aelteste, „ich habe nur wenig zu berichten. Noch in der Frühe gestern Morgen kam Peter Allraun zu mir und sagte, er hätte einen Soldaten todtgeschlagen. Anfangs dachte ich, er wäre verrückt geworden und hätte die Sache erfunden, denn er ist sonst ein nüchterner und friedfertiger Mensch; bald darauf, während er noch bei mir war, brachten einige andere Gemeindeglieder schon den Leichnam, den sie auf der Weide gefunden. Ich ließ daher Peter binden und brachte ihn mit dem Leichnam des Soldaten zur Stadt.“

„Und der Mörder leugnet nicht seine That?“ fragte kopfschüttelnd der Richter.

„Nein, gnädiger Herr. Wie ich sagte, er kam selbst und erzählte Alles.“

„Welchen Grund giebt er denn an, der ihn veranlaßte, den Soldaten zu tödten?“

„Das, gnädiger Herr, weigerte er sich, mir zu sagen, und trotz allen Drängens gab er mir da-

rüber keine Antwort.“ Der Secretair schrieb während der ganzen Zeit eifrig an seinem Protokolle.

„Ist dir sonst noch etwas bekannt?“ fragte der Richter, „hatte Peter nicht vielleicht einen Streit mit dem Soldaten gehabt?“

„Allerdings, sie hatten einst im Kruge Streit; es war wegen eines Mädchens.“

„So, so,“ murmelte der Richter, „war das Mädchen sonstwie mit dem Soldaten oder Peter bekannt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Es ist gut,“ bemerkte der Richter, „du kannst gehen.“ Der Gemeinde-Aelteste entfernte sich wiederum mit einer tiefen Verbeugung. Gleich darauf wurde nach Peter gesandt. In Begleitung eines Soldaten trat derselbe ein, man hatte ihm bereits die Gefangenentracht angezogen, einen langen, grauen Mantel, und die Haare kurz abgeschoren.

„Wie heißt du?“ fragte kurz der Richter.

„Peter Allraun.“

„Welcher Confession, wie alt?“

„Evangelisch-lutherisch, 30 Jahre alt.“

Es folgte eine Pause.

„Du bist geständig, den Soldaten Wasili getödtet zu haben?“ fragte darauf der Richter

Es zuckte in Peters Gesicht, doch antwortete er mit fester Stimme: „Ja.“

„Und weshalb?“

„Gnädige Herren, erlaßt mir das. — Genug, daß ich ihn getödtet habe; was kommt es auf den Grund an.“

„Das Gericht kann nicht früher entscheiden, es muß auch wissen, weswegen du so gehandelt hast,“ bemerkte der Richter.

Peters Gesicht bedeckte sich mit Leichenblässe, ersichtlich kämpfte er mit sich selbst; doch antwortete er nach einigem Zögern: „Nun wohl, geehrte Herren, hört es denn: Er hatte meine Braut, das Schönste, Liebste, was ich besaß, verführt.“ Er schwieg stille.

„Und mußtest du ihn deswegen tödten?“ fragte der Richter.

„Gnädiger Herr, was sollte ich thun? Bestrafen die Gesetze denn einen solchen Menschen? Giebt es auch dafür durch das Gesetz eine Sühne? Konnte irgend ein Gesetz mir wiedergeben, was er mir geraubt hatte?“ fragte Peter mit Bitterkeit.

Der Richter wechselte einige Worte mit dem Secretair und sagte alsdann zu den Soldaten: „Ihr könnt gehen.“

Es herrschte tiefe Stille im Sitzungszimmer, nachdem die Soldaten mit Peter hinausgegangen waren; man hörte nur das Geräusch der Feder des Secretairs, die über das Papier hinflog. Der Richter zündete sich nachdenklich eine Papyros an und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

„Ein merkwürdiger Fall,“ begann er darauf, zum Secretair gewendet. Der Secretair war bereits ein älterer Mann mit schwarzem Vollbart, der hin

und wieder in's Graue hinüberspielte. „Mir ist auch kein derartiger Fall aus der Praxis bekannt," bemerkte dieser. „Es wundert mich, daß er sich selbst freiwillig angegeben hat"

„Und das Motiv zum Morde! Der Soldat hat seine Braut verführt," fuhr der Richter fort, mit seinem kleinen Finger die Asche von der Papyros streifend. „Beinahe thut mir der Mann leid, ein ehrenhafter, nüchterner Mensch. Ja, wenn unsereins in der Lage wäre, was bliebe einem alsdann übrig, als im Duell den Kerl über den Haufen zu knallen!" — — — er zuckte die Achseln — „und ich muß hier diesen Bauern nach Sibirien verdammen. Wahrhaftig, bei solchen Fällen verliert man die Lust am Dienst." Er war aufgestanden; die Papyros bei Seite werfend, blickte er zum Fenster hinaus. Nach einiger Zeit kehrte er sich wieder um und klingelte; der Gerichtsdiener trat ein.

„Lasse den Nächsten, der an der Reihe ist, eintreten," befahl der Richter.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Peter wurde zu lebenslänglicher Ansiedelung nach Sibirien unter Berücksichtigung mildernder Umstände verurtheilt.



# So sind sie

oder

# Um einen Kuß.

An der Thüre eines niedrigen zweistöckigen Hauses stand ein schmächtiger junger Mann mit stark-gebogener Nase und glänzend schwarzen Aeugelein; die Beine über einander gekreuzt, blickte er melancholisch durch ein koquett aufgesetztes Pincenez, wobei er den Rauch einer Papyros langsam vor sich hin blies.

Es war ein abscheuliches Wetter, obgleich man sich mitten im Sommer befand. Der Himmel war mit grauen Wolken überzogen, aus denen ein dichter, kalter Regen auf die Erde herabfiel.

„Verwünschtes Nest," murmelte der junge Mann vor sich hin, „nun muß es noch regnen, während ich hier bin."

Seines Zeichens Commis, war er von seinem Principal mit einer reichen Collection an Slipsen, Kragen, Hemden und andern schönen Sachen zum Jahrmarkt nach A. geschickt worden. Der Kummer unseres Helden hatte jedoch nicht darin seinen Grund,

daß der Regen ihm alle Kunden verscheuchte. Nein, er hatte an Besseres, denn nur an den Verkauf seiner Waaren zu denken. In der obern Etage des Hauses, wo er sein Lager aufgeschlagen, lebte eine Modistin, die mehrere junge Mädchen beschäftigte. Schwarze Augen, schwarzes Haar und dazu noch rothe Wangen, ein rother Mund und Zähne, wie Alabaster — ein Jeder weiß, welch' einen Zauber dies auf ein junges Herz ausübt. Auch unser Held unterlag demselben.

Die schöne Lonni, welche bei der Modistin beschäftigt war, wies alle diese Vorzüge auf und unser Held dachte Tag und Nacht nur an sie. Trotzdem aber beabsichtigte er nicht, sie zu heirathen. Gott bewahre, er hätte nur eine reiche Partie gemacht; aber ein Kuß von ihr, welche Wonne!

Schon hatte er sich einige Mal mit ihr unter'm Fenster unterhalten, wobei er glaubte, einigen Erfolg gehabt zu haben. Heute Nachmittag nun hatte er gehofft, wieder mit ihr plaudern zu können; wenn der Regen nur nicht jede Aussicht dazu benommen hätte. Kein Fenster öffnete sich, und kein schwarzer Lockenkopf, wie ihn die schöne Lonni besaß, wurde sichtbar. Voll Ungeduld blickte von Zeit zu Zeit unser Held zu den Fenstern der obern Etage; doch seine Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Seinem gepreßten Herzen suchte er Luft zu schaffen, indem er, Verwünschungen murmelnd, bald im Vorzimmer auf und ab trippelte, bald an der Thüre stehen blieb.

„Nun, Herr Nikifor, Sie sorgen sich, sehe ich, auch wegen des schlechten Wetters," hörte er plötzlich

Jemanden hinter sich reden. Er kehrte sich um; es war ein Optiker, der ebenfalls zum Jahrmarkte hergekommen war und dessen Bude sich gleichfalls unten im Hause befand, nur durch das Vorzimmer von der unseres Helden getrennt. — „Gar kein Geschäft nicht," fuhr der Optiker fort und wischte sich mit seiner breiten Hand über's kahle Haupt. Unser Held hatte anfangs sein Kommen nicht bemerkt; in der nervös gereizten Stimmung, in der er sich befand, war es ihm aber gerade recht, Jemanden zu haben, an dem er seine schlechte Laune auslassen konnte.

„Bilden Sie sich denn ein, bei schönem Wetter bessere Geschäfte zu machen?" fragte er höhnisch und betrachtete von oben bis unten das untersetzte Männchen mit den dicken, kurzen Beinen. „Weiß der Deibel," antwortete dieser achselzuckend, „morgen annoncire ich, daß ich alle Waare 10 pCt. unter'm Einkaufspreise abgebe."

Unser Held warf seinem Nachbar einen verächtlichen Blick zu. „Viel Glück," meinte er dann ironisch und wandte sich ab. Was sollte er noch mit dem Narren reden? Konnte der irgend ein Verständniß haben für die Empfindungen, die ihn erregten.

Da plötzlich hörte Nikifor, wie in der obern Etage ein Fenster aufgestoßen wurde. Eilig warf er einen Blick hinauf und gewahrte einen Kopf, der auf die Straße heraus schaute. Ein Lächeln der Freude zog sich von seinen Augenwinkeln bis zum Munde; hatte er doch diejenige, auf die er die ganze Zeit gewartet,

die alle seine Gedanken in Anspruch nahm — die schöne Lonni erkannt.

Ein leises Zittern durchlief seinen Körper. „Endlich," sprach er vor sich hin und holte tief Athem, „ja, es lohnt sich der Mühe, die zu erringen." Zu seinem Entzücken bemerkte er dabei, daß sie ihren Kopf in seine Richtung wandte, ja, ihm schien es, als wäre leichtes Roth auf ihre Wangen getreten, und er schmeichelte sich, die Ursache dessen zu sein.

„Nur Courage," flüsterte er sich zu, „nur Courage! Ach Gott, daß ich immer so wenig Geistesgegenwart habe. Mit Courage geht ja Alles gut." Im verzückten Zustande, in dem er sich befand, hatte er gar nicht bemerkt, daß ihm die Papyros auf die Straße gefallen war, wo sie in einer Wasserlache zischend ihr Dasein beendete.

Er sah sich um, der Optiker war in seinen Laden gegangen, und er befand sich allein im Vorzimmer. Sollte er jetzt hinübergehen und sich mit Lonni unterhalten? Aber bei dem entsetzlichen Regen! Er beschloß, es trotzdem zu thun.

Um sein neues, weißes Hemd nicht zu beschmutzen, schlug er sorgfältig den Kragen seines Rockes auf, und die Schultern hoch emporgezogen, die Hände in den Seitentaschen vergraben, schritt er halb springend, halb gehend, dabei vorsichtig die Wasserlachen vermeidend, im strömenden Regen unter das Fenster seiner Schönen.

„Guten Tag, Fräulein Lonni!" lispelte er dort

angelangt, verschämt hinauf, wobei ihm das Blut in die Wangen schoß. Artig lüftete er seinen Hut; setzte ihn aber erschreckt sogleich wieder auf, da er fühlte, wie der Regen kühlend sein Haupt näßte. — „Schreckliches Wetter!"

Das Fräulein nickte ihm als Erwiderung herablassend zu und lächelte, wobei ihre weißen Zähne sichtbar wurden. „Warum lassen Sie sich denn beregnen, Herr Nikifor?" fragte sie theilnehmend unsern Helden. „Nur Ihretwegen" antwortete dieser verbindlich, hatte aber in dem Augenblick doch das Gefühl, als ob er eine Dummheit gesagt hätte. „Meinetwegen, wie so?" meinte nun schnippisch Fräulein Lonni, „ich erinnere mich nicht, Sie darum gebeten zu haben." Nikifor kam durch diese unerwartete Absage ganz aus der Fassung. „In der That ein Unsinn, Fräulein," stammelte er verwirrt. Lachend schlug die schöne Lonni das Fenster wieder zu, und ärgerlich über sich selbst, mußte Nikifor sich in seine frühere Position an der Thüre zurückziehen. „Verwünschtes Pech," murmelte er vor sich hin, „alles dieser Regen."

Er blieb an der Thüre stehen und beobachtete die obere Etage. „Sie wird wiederkommen," calculirte er, „sie kann doch unmöglich übel genommen haben, was ich ihr sagte. Pah, kein einziges Mädchen nimmt Complimente übel, wenn sie sich auch so anstellt."

Aus der Seitentasche seines Rockes holte er ein Papyros-Etui hervor, das mit einer Stickerei von

Rosen zierlich geschmückt war, nahm eine Papyros daraus und zündete sich dieselbe an.

„Dumm war es nur," fuhr er in seinen Gedanken fort, „daß ich mich so aus der Fassung bringen ließ. Aber schadet nichts, es läßt sich schon wieder gut machen. Nur Courage, das ist die Hauptsache." Sinnend schaute er den Rauchwölkchen nach, die er vor sich herblies. „Wenn sie nur wieder an's Fenster käme."

Nach einiger Zeit öffnete sich in der That wieder das Fenster und zwei weibliche Köpfe, von denen der eine Fräulein Lonni angehörte, schauten dieses Mal neugierig heraus. Als sie Nikifor an der Thüre gewahrten, kicherten sie und unserm Helden schien es, daß sie ihm etwas zugerufen hätten. Mit einem Gemisch von Neugierde und Aerger sah er zu ihnen hinüber. „Sie machen sich über mich lustig," dachte er, „aber wartet, wer zuletzt lacht, lacht am besten." Er entschloß sich kurz und ging wieder unter's Fenster. Wie er daselbst anlangte, war nur noch die schöne Lonni zu sehen.

„Sind Sie schon wieder da, Herr Nikifor," begann dieselbe spöttisch die Conversation, „Sie lieben den Regen?" Nikifor überwand dieses Mal die Befangenheit, welche ihn jedes Mal überkam, wenn er mit seiner Schönen sprach. „Das kann ich nicht sagen," entgegnete er, sich unter einen Dachvorsprung flüchtend, der ihn vor dem Regen schützte, „aber um mit Ihnen plaudern zu können, ertrage ich ihn."

„Hörst du, Liese," wandte sich Lonni zu einem

andern jungen Mädchen, das jetzt auch am Fenster erschien, „war's nicht nett! — Aber kommen Sie doch herauf, Herr Nikifor," rief sie unserm Helden zu, der entzückt die Worte vernahm, welche Lonni an ihre Freundin richtete. „Mach' doch keinen Unsinn," warnte die Freundin, „das ist ja nicht erlaubt."

Nikifor schoß ein Gedanke durch den Kopf. „Ich fürchte oben zu belästigen," entgegnete er schlau, „kommen Sie lieber in meine Bude, da sind wir ganz ungestört."

Fräulein Lonni erröthete. „Fällt mir nicht ein," bemerkte sie alsdann kurz. Eine Pause entstand.

Nikifor empfand, daß er zu weit gegangen war und bemühte sich, den Fehler wieder gut zu machen. „Kann ich den Damen nicht Papyros anbieten?" knüpfte er wieder die Unterhaltung an und holte sein Etui hervor.

Die beiden Mädchen am Fenster stießen sich an und kicherten. „Wir danken sehr; wollen Sie aber liebenswürdig sein, so holen Sie uns aus der Bude drüben" — Fräulein Lonni wies mit dem Finger auf die gegenüber liegende Colonialwaarenhandlung — „Papyros aus Chokolade; die lieben wir sehr."

„Mit dem größten Vergnügen," flötete Nikifor und lief im Regen zur Bude hinüber. Triumphirend kehrte er bald darauf, ein Päckchen in die Höhe haltend, wieder zurück.

„Nun, haben Sie die Papyros?" rief ihm lächelnd Fräulein Lonni zu.

„Jawohl, hier sind sie.“

„Werfen Sie sie herüber!“

„Damit sie zerbrechen! Kommen Sie lieber herunter in's Vorzimmer; da gebe ich sie Ihnen,“ rief Nikifor und eilte in's Haus. Ungeduldig wartete er dort auf den Erfolg seiner List.

Bald hörte er auch zwei lachende Mädchenstimmen oben auf der Treppe. „So geh doch, geh,“ rief eine und es wurde Jemand vorwärts gestoßen. Nikifor warf zum Optiker einen besorgten Blick hinüber, er fürchtete gestört zu werden, doch derselbe war in seiner Bude nicht sichtbar.

Gleich darauf kam Fräulein Lonni polternd die Stufen herunter gelaufen, auf der letzten blieb sie jedoch stehen. „Nun, geben Sie die Papyros,“ rief sie lachend dem unten wartenden Nikifor zu.

Nikifor fühlte sich jetzt seiner Schönen überlegen. „Danken Sie mir doch zuerst,“ bemerkte er vorwurfsvoll. Fräulein Lonni schnalzte mit dem Finger. „Ich Ihnen danken,“ rief sie, „eh' ich noch etwas bekommen habe.“ Sie machte dabei Miene umzukehren. „Nun, hier sind die Papyros,“ beschwichtigte Nikifor und reichte ihr das Päckchen. Rasch ergriff sie es und riß den Umschlag los.

„Sie könnten jetzt mir wohl danken,“ bemerkte Nikifor wieder in vorwurfsvollem Tone.

„Gewiß, ich danke Ihnen.“

„Aber so kühl; das ist doch nicht genug!“

„Was wollen Sie denn noch?“ fragte sie verwundert.

„Geben Sie mir ... Fräulein Lonni ...“ stotterte Nikifor, er fühlte sich erregt — „geben Sie mir einen Kuß,“ brachte er endlich mühsam hervor.

„Was sagten Sie?“ fragte die Brauen leicht zusammenziehend Fräulein Lonni. Nikifor fühlte, es war ein entscheidender Moment, dem er eben entgegenging. Die hellen Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, aber „nur Courage!“ rief's in seinem Innern und „einen Kuß“ stammelte er und hielt sich am Treppengeländer fest ...

* * *

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich Nikifor wieder Gelegenheit geboten hätte, mit Fräulein Lonni zusammenzutreffen. Eines Sonntag Nachmittags stand er indessen wieder an der Thüre, den Klemmer auf die Nase gedrückt, und beobachtete die auf der Straße Lustwandelnden. Seine Bude war geschlossen und nur die des Optikers offen, der sich keine Gelegenheit zum Verdienst entgehen lassen wollte.

Ein Gefühl der Wehmuth überkam Nikifor beim Gedanken, daß die Jahrmarktszeit bald vorüber sein würde; daß er dann zurück müsse, ohne vielleicht die schöne Lonni noch einmal gesehen zu haben.

Und wenn er noch letzthin Erfolg bei seiner Attaque gehabt hätte! Gerade in dem Augenblicke, als er Fräulein Lonni um einen Kuß bat, mußte der Optiker aus seiner Bude treten und ihm den Spaß verderben.

„Der verfluchte Brillenhändler hat mir die ganze Sache verdorben," sagte er sich und warf einen giftgeschwängerten Blick nach der Bude des Optikers hinüber, da erblickte er in der Ferne ein junges Mädchen in gelbem Kleide mit rothem Besatz. Es fiel ihm sogleich auf. „Sollte es vielleicht Lonni sein?" fragte er sich. Er sah schärfer hin und erkannte zu seiner Freude wirklich die Ersehnte. Sofort stellte er sich in Positur. „Nur Courage," dachte er, „daß diese Gelegenheit nicht wieder entschlüpft!" Sein Herz klopfte gewaltig, als Fräulein Lonni in seine Nähe kam, und er zog bei ihrem Gruß den Hut fast bis zur Erde. „Was für ein reizendes Kleid Sie heute anhaben!" lispelte er, als sie dicht an ihm vorüberging. Fräulein Lonni erröthete leicht und blieb stehen. „Sie wissen, ich liebe keine Complimente," entgegnete sie kurz; bemerkte aber darauf scherzend: „Was gucken Sie denn auf die Straße mit Ihrem Pincenez?"

„Ich bemerkte Sie," antwortete lächelnd Nikifor.

„Sie können mit Ihrem Pincenez ja doch nichts sehen," meinte Lonni spöttisch, „erlauben Sie mir einmal!"

Sie griff nach dem Pincenez und setzte es sich auf. „Wie allerliebst Sie aussehen," erkühnte sich Nikifor zu sagen; erröthete aber dabei. Fräulein Lonni that dieses Mal, als hätte sie das Compliment nicht gehört. „Man sieht ja garnichts daraus, es ist alles wie im Nebel," meinte sie, ihm das Pincenez zurückreichend. „Sie müssen eben eine andere

Nummer tragen," antwortete er. Fräulein Lonni lachte. „Ja, aber die schärfer ist, als die Ihrige." Nikifor überlief es heiß, als das schöne junge Mädchen so dicht vor ihm stand. „Welche Wonne," schoß es ihm durch den Kopf, „auf ihren warmen Mund einen Kuß zu drücken."

„Darf ich Ihnen nicht ein Pincenez kaufen?" fragte er, scheinbar arglos.

Dieses Mal wurde er in seinem Plane durch den Optiker unterstützt, der die schöne Lonni an der Thüre bemerkt hatte. „Das Fräulein ist gewiß gekommen, sich ein Pincenez auszusuchen," rief er ihr aus seiner Bude zu, „darf ich bitten, näher zu treten!"

„Es wäre in der That ein Pincenez garnicht so übel," meinte diese leichthin.

„Warum nicht! suchen Sie sich nur eins aus," drängte Nikifor. Sie trat auch zum Optiker ein, von wo sie nach einiger Zeit wieder herauskam. „Ich habe mir ein Pincenez ausgesucht," sagte sie, „aber habe kein Geld."

„Das ist schon meine Sache," erwiderte eifrig Nikifor.

„Wenn Sie so freundlich wären . . .?" Fräulein Lonni beendete nicht ihren Satz und blickte Nikifor an.

„Aber Sie wissen unter welcher Bedingung!" bemerkte Nikifor. Ihre Blicke begegneten sich und erröthend senkte Fräulein Lonni die ihrigen. „Ich weiß nicht, was Sie meinen," kam es zögernd von ihren Lippen. Seine Augen flammten. „Einen Kuß," entgegnete er, „sonst bin ich nicht in der Lage."

„Einen Kuß?“ stotterte Fräulein Lonni, „nun gut,“ fuhr sie nach augenblicklichem Besinnen fort, wobei ein flüchtiger Blick Nikifor streifte, „ich gehe darauf ein.“

Seine Sinne drohten sich zu verwirren. „Sie geht darauf ein; sie giebt mir einen Kuß,“ jubelte es in seinem Herzen. „So geben Sie mir einen,“ sprach er, ohne daß er indeß wagte, sich ihr zu nähern.

„Doch nicht jetzt, wo ich das Pincenez noch garnicht habe,“ antwortete sie ausweichend. Nikifor zuckte die Achseln. „Wie sie wollen, dann besorge ich Ihnen auch kein Pincenez.“

„Es kostet ja nur anderthalb Rubel,“ schmeichelte sie.

„Bedauere, Ihnen nicht dienen zu können,“ entgegnete er, seines Sieges jetzt gewiß.

„Wenn Sie so unliebenswürdig sind, lassen wir es denn bleiben.“ Mit gekränkter Miene wandte Fräulein Lonni sich zum Fortgehen. Nikifor entschloß sich unter solchen Umständen nachzugeben.

„Einerlei, ich kaufe Ihnen ein Pincenez, aber Ihr Wort darauf, daß Sie mir einen Kuß geben.“

„Mein Wort darauf,“ betheuerte Fräulein Lonni, und drückte seine dargebotene Hand.

Er zögerte noch, es war ihm zu schnell, zu unerwartet, als daß nicht Zweifel an der redlichen Absicht seiner Schönen in ihm aufgestiegen wären. Ein Gedanke kam ihm.

„Bitte, folgen sie mir in die Bude,“ sprach er;

die Thüre zu derselben aufschließend, „da werde ich Ihnen das Geld geben.“ Er ging hinein und Fräulein Lonni folgte ihm. „Aber die Thüre bleibt offen,“ bemerkte sie bedeutungsvoll.

„Nun, hier ist das Geld,“ sprach Nikifor, nachdem er eingetreten und deutete auf den Tisch, wohin er es gelegt hatte; „aber jetzt bitte ich mir den versprochenen Kuß aus.“ Er trat ihr näher, seine Augen funkelten. Fräulein Lonni zog die Augenbrauen zusammen.

„Ich brauche ja nicht das Geld, holen Sie das Pincenez,“ erwiderte sie in gereiztem Tone.

„Auch das.“ Nikifor ging hinaus und holte vom Optiker das Verlangte. „Hier ist das Pincenez,“ sagte er alsdann, „aber nun halten Sie ihr Wort.“ Ein befriedigtes Lächeln, zog sich über das Gesicht des Fräuleins. „Hier geht es aber doch nicht!“ bemerkte sie dann, von Nikifor das Pincenez nehmend.

„Warum nicht?“ fragte er aufgeregt.

„Weil jeden Augenblick Jemand eintreten kann,“ antwortete sie erröthend. Nikifors Athem stockte, seine Pulse schlugen heftig; er fühlte wie seine Knie zitterten. „Aber wenn ich mit Gewalt von Ihnen einen Kuß nehme?“ sprach er mit heiserer Stimme und sah ihr in die Augen. Sie erschrak. „Morgen, morgen werde ich mein Wort halten,“ entgegnete sie und flüchtete eilig dem Ausgange zu.

Nikifor biß sich auf die Lippen. Zu spät, er sah ein, daß nichts mehr zu machen sei, sie war ihm entgangen; aber er gab sein Ziel noch nicht auf.

„Wo denn,“ fragte er dringend.

„Im Park, morgen Abend um 8 Uhr erwarte ich Sie,“ antwortete Fräulein Lonni lächelnd, indem ein Blick ihrer Augen ihn traf; und ehe er sie noch zurückhalten konnte, war sie bereits herausgeeilt.

Den folgenden Tag verbrachte Nikifor in grenzenloser Aufregung. Ihm schwebte nur die bevorstehende Zusammenkunft vor und endlos dünkten ihm die Stunden zu verfließen, bis es 3/4 auf 8 war.

Eilig warf er alsdann seinen Paletot über und eilte in den Park hinaus.

Die Musik spielte daselbst, auf Bänken und Stühlen, unter Bäumen und in Lauben war es von Menschen dicht besetzt, eine buntfarbige Menge Damen und Herren bewegte sich vor dem Kurhause auf und ab. Im Laufschritte eilte er durch alle Gänge, eilig musterte er die Damen; aber er fand nicht, die er suchte.

„Sie wird garnicht hier sein,“ dachte er, „sie wird mich erwarten, wo weniger Menschen sind.“ Er lenkte seine Schritte zum Park hinaus, zur Seltershalle. Hier war es still, das Publikum hatte den Ort verlassen und war in den Park gegangen. Er suchte, suchte; aber auch hier vergeblich.

Er eilte wieder zurück in den Park. „Die Damen sind alle unprächis,“ meinte er, „man kann nicht verlangen, daß sie gerade auf die Stunde und Minute da sind.“ Bald mäßigte er seine Schritte. „Jetzt aufgepaßt,“ sagte er sich, „daß sie dir nicht entgeht.“ Langsam daher gehend, schaute er jeder Dame prüfend

nach, doch um jedes Mal enttäuscht seine Blicke wieder weiter wandern zu lassen.

„Unbegreiflich," dachte Nikifor, „daß sie nicht hier ist, sie hat es doch versprochen."

Er hatte das Mustern der Damen aufgegeben und spazierte längst den Ausgängen des Parkes auf und ab.

Die Musik hörte auf zu spielen, und die Leute eilten nach Hause. „Soll ich noch warten?" fragte sich Nikifor.

Er beschloß zu bleiben. „Es ist gar nicht anzunehmen, daß sie nicht kommen sollte," redete er sich ein, „denn erstens hat sie es mir versprochen und zweitens hat sie dadurch, daß sie das Pincenez von mir annahm, sich viel zu sehr in meine Hand gegeben."

Er wartete; die Uhr in der Hand ging er auf und ab, rastlos wandelte er in den schattigen Alleen, doch vergebens. „Wo sie nur bleibt?" dachte er, „ist sie krank geworden?" Seine Stimmung verdüsterte sich, böse Ahnungen stiegen in ihm auf, so war es bereits 10 Uhr geworden. Da erst trat er in schlechter Laune den Heimweg an. „Es scheint wirklich, daß sie ihr Wort nicht halten will," meinte er kopfschüttelnd und ging gesenkten Hauptes nach Hause zu.

Plötzlich blieb er stehen; es war ihm etwas aufgefallen. Auf der Straße sah er langsam ein Pärchen sich vorwärts bewegen, von dem die Dame eine verdächtige Aehnlichkeit mit Fräulein Lonni

hatte. Eiligen Schrittes, mit verhaltenem Athem suchte er es einzuholen; er kommt näher, und erkennt sie, seine Lonni, das Auge hatte ihn nicht getäuscht.

Mit den bittersten Empfindungen legte sich den Abend Nikifor zu Bette; der schönste Traum seines Lebens war wie eine trügerische Seifenblase zerplatzt.

Am folgenden Tage, nachdem er aufgestanden, brachte der Postbote ein zierliches Briefchen, das Hartes enthielt. Mit zitternder Hand öffnete er das Couvert, eine Ahnung ließ ihn nichts Gutes erwarten. Etwas Glänzendes fiel beim Oeffnen heraus, das beim Aufheben sich als ein Pincenez erwies; außerdem enthielt das Couvert noch eine Visitenkarte, auf der mit goldenen Buchstaben die Worte standen: Als Verlobte empfehlen sich Lonni Linde und Albert Steinberg; einige Zeilen von Damenhand waren der Karte noch beigefügt, dieselben lauteten:

Geehrter Herr Nikifor!

Herzlich leid thut es mir, daß ich gestern nicht im Park sein konnte, da mein Bräutigam mich zu einem Spaziergange abgeholt hatte. Um aber doch meine Schuld Ihnen abzutragen, habe ich den versprochenen Kuß meinem Bräutigam gegeben, von dem Sie ihn freundlichst abholen wollen. Das Pincenez sende ich Ihnen zurück, da mein Auge keine Brille braucht. Ihrem kurzsichtigen Auge aber würde vielleicht ein gutes Pincenez gut thun, um in Zu-

kunft Damen zu finden, die für Ihre Bekanntschaft passender sind, als

Ihre ganz ergebene

Lonni Linde.

Wüthend zerknitterte Nikifor nach dem Durchlesen den Brief und schleuderte ihn in einen Winkel. „Kanaille," knirrschte er zwischen den Zähnen; das Pincenez entschloß er sich aber doch zu behalten, um das Geld dafür nicht unnütz ausgegeben zu haben.



# Erste Liebe.

Vom Thurme der weißgetünchten kleinen Kirche, die sich auf einer Anhöhe erhob, ertönten weit in's Land Glockenklänge und riefen von nah und fern die Gläubigen zur Andacht.

Es war Sonntag Morgen. Vom blauen, offenen Himmel warf die Sonne sengende Strahlen auf die Erde hernieder; in fettem Grün erglänzte das Gras zu beiden Seiten des Weges und die Blätter der Bäume bewegte ein leichter Lufthauch hin und her.

Auf der staubigen Landstraße wimmelte es von Landleuten, die zur Kirche zogen. Aus den umliegenden Dörfern kamen sie zu Fuß, entfernter Wohnende fuhren: Aermere im Leiterwagen, einen knochigen Gaul davor gespannt, Wohlhabendere dagegen hatten ihren fettglänzenden Braunen an den Korbwagen geschirrt, der in raschem Laufe dahinrollte.

Es waren lauter kräftige, von Gesundheit strotzende Gestalten, breitschultrige Männer von 6 Fuß Länge, dralle Dirnen mit üppigem Busen. Während die Männer ganz einfach gekleidet waren: dunkle Joppe,

weiße Leinhose und lange Wasserstiefel, trugen die Dirnen rothe, mit Goldflitter besetzte Mieder, auf die ihre blonden Zöpfe lose herabhingen, und roth gestreifte, kurze Röcke, so daß die prallen Waden zu sehen waren; ebenso hatten sich die Weiber herausgeputzt, nur trugen sie zum Unterschiede noch hohe, rothe, mit Gold umsäumte Mützen.

Der Hof vor der Kirche war bereits voll Volks, das sich malerisch in seiner bunten Tracht ausnahm. Auf dem steinernen Zaune, der den Hof rings umschloß, auf dem Rasen, oder vor der Kirchenthür hatten die Leute sich niedergelassen. Andere wiederum gingen ein und aus durch die Thür eines schmucken, hölzernen Häuschens, daß der Küster bewohnte, und in dem der Pastor die sich zum Abendmahl Meldenden annahm. Hin und wieder sah man im langen, schwarzen Rocke den Küster heraustreten und über den Hof eilen. In Gruppen umherstehend unterhielten die Leute sich nur flüsternd mit einander, Niemand wagte es, laut zu reden, es wäre das wie eine Entweihung des Sonntags erschienen. Die Stille wurde nur durch das Gepolter der Wägelchen, die in den Hof fuhren, unterbrochen. Vor einem Schuppen am Küsterhause hielten sie an, wo ihre Insassen ausstiegen, dem Pferde Heu vorwarfen, und sich alsdann zu den übrigen, an der Kirche Wartenden begaben.

An der Kirchenthür standen einige Weiber, unter denen sich auch ein junges Mädchen von ungefähr 15 Jahren befand, dessen äußere Erscheinung auffallend von seiner Umgebung abstach. Das Mädchen

war klein, verwachsen; den Rücken verunzierte ein Höcker, die Brust war eingesunken, das Gesicht bleich, mit rothen Flecken darauf. Nichts Anziehendes bot es dem Beschauer, außer den dunklen, großen Augen, die traurig zu fragen schienen: „Bin ich nicht auch ein Mensch, der Eurer Theilnahme werth ist?“

Den Gegenstand der Unterhaltung unter den Weibern bildete das verwachsene junge Mädchen.

„Gott wird dir's lohnen, Mare,“ wandte sich mit näselnder Stimme ein Weib an eine derbe Bäuerin, die neben der kleinen Buckligen stand, „daß du so einen Krüppel“ — sie deutete auf das Mädchen — „zu dir genommen hast.“

„Ein anderer als Gotteslohn ist auch nicht zu erwarten,“ bemerkte wegwerfend die Angeredete, „Mina ist zu keiner Arbeit zu gebrauchen,“ wobei sie einen Blick auf das Mädchen warf, welches mit gesenkten Wimpern stumm zuhörte.

„Mina war wohl deiner Schwester Kind,“ fuhr die Erste fort, „aber ich hätte mir doch nicht eine solch' unnütze Last aufgeladen.“

„Nun, ein Fresser mehr im Hause, das macht nicht viel aus,“ meinte achselzuckend die Andere, „wenn sie nur nicht immer krank wäre, sie kann nichts, gar nichts thun.“

„Ja, es wäre besser, wenn der Herrgott solche Kinder zu sich nähme,“ stimmte die Erste bei, worauf sie jedoch ihre Gefährtin ernsten Tones verwies:

„Sie sind uns geschickt vom Herrn als Kreuz, das wir tragen müssen.“

Der Verwachsenen war bei diesen Worten das Blut in's Gesicht gestiegen, sie wagte nicht, ihre Augen aufzuschlagen; das Gespräch erlitt jedoch eine Unterbrechung.

Vom Küsterhause kam im schwarzen Talar, ein Barett auf dem Haupte, langsam ein Greis mit grauem Vollbarte zur Kirche geschritten; in den Händen hielt er ein Buch. Ihm nach drängten Männer und Weiber. Von Neuem erschallten die Glocken der Kirche zum Zeichen, daß der Gottesdienst beginne.

Der Greis war der Pastor der Gemeinde; Güte und Wohlwollen blickten aus seinen Augen.

Einige Schritte vor dem Pastor eilte der Küster und schloß die eisenbeschlagene Kirchenthür auf; der Pastor trat ein und hinter ihm drein fluthete die Menge. Bald füllten sich die Räume der Kirche, die Bänke reichten nicht mehr aus; auch auf dem Estrich hatten die Leute Platz genommen.

Die Kirche stammte aus katholischen Zeiten, nur Chor und Altar waren neueren Ursprungs. Mächtige Säulen in gothischer Form trugen die Decke, von welcher drei Kronleuchter aus Messing herabragten. Im Uebrigen war die Kirche fast schmucklos. An den Wänden waren schwarze Tafeln angebracht, auf denen die Nummern der zu singenden Lieder standen, vor dem Altar hing ein Bild, das den Erlöser am Kreuze darstellte. Außerdem sah man an den Pfeilern noch Wappenschilder, verstaubt, die Farben verlöscht, mit bunten Emblemen behangen.

Auf einer der vordersten Bänke hatte die Bäuerin

Mare Platz genommen; die kleine Buckelige, da sie anderswo kein Unterkommen fand, hatte sich zu ihren Füßen auf den Estrich gesetzt. Die Bäuerin holte ihr Gesangbuch hervor und fing an zu singen. Voll und kräftig schallten die Stimmen der Andächtigen durch den Raum. Jetzt betrat der Pastor die Kanzel und kniete zum Gebete nieder; als er sich erhob, verstummte der Gesang.

„Der Friede Gottes sei mit Euch Allen, Amen!" begann er seine Ansprache. Er verfügte über keine sehr laute Stimme, aber sie hatte einen bestrickend weichen Klang, der bis in's Herz jedes Hörers tönte. „Vernehmt das Evangelium des heutigen Sonntags, wie es aufgezeichnet steht im Evangelio Marci, Capitel 12, Vers 28—31." Die ganze Gemeinde erhob sich geräuschvoll von den Sitzen.

„Und trat zu ihm der Schriftgelehrten einer, der ihnen zugehört hatte, wie sie sich mit einander befragten; und sah, daß er ihnen fein geantwortet hatte, und fragte ihn: Welches ist das vornehmste Gebot vor allen? Jesus aber antwortete ihm: Das vornehmste Gebot vor allen Geboten ist das: Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott, und du sollst Gott deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen deinen Kräften. Das ist das vornehmste Gebot. Und das andre ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. Es ist kein ander größer Gebot denn diese."

Der Prediger machte eine kleine Pause.

„Geliebte im Herrn," fuhr er alsdann fort und seine Stimme zitterte leicht, „ich will Euch heute reden von der Nächstenliebe, wie die rechte Liebe ist und wen wir als unsern Nächsten zu betrachten haben." Langsam, deutlich sprach er die Worte aus.

Nach Verlesung des Bibeltextes hatte die Gemeinde sich wieder gesetzt; auch die kleine Bucklige. Andächtig hatte sie die Worte des Evangeliums vernommen. „Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst." Ein Schauer überlief sie, von einer mächtigen Empfindung ergriffen, schaute sie aufmerksam zur Kanzel hinauf.

„Wie die rechte Liebe sei," hörte sie den Prediger reden, „darüber giebt uns der Apostel Paulus Auskunft. Der sagt: Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht; sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles."

„Was mag das für eine Liebe sein?" fragte sich die Bucklige, „habe ich eine solche erfahren? O nein, auf Erden giebt es keine solche. Aber doch —" vor ihren Blicken tauchte das Bild ihrer Mutter auf — bleich, abgehärmt. Ja, da hatte sie wohl eine solche Liebe erfahren. Die hatte sie geliebt, aber sonst Niemand.

Niemand?

Sie schüttelte den Kopf. Sie schaute wieder den alten Mann mit dem weißen Bart an, der oben auf der Kanzel sprach; seine Worte klangen so lieb, so gut. Sollte der seinen Nächsten lieben?"

„Geliebte im Herrn," hörte sie es von der

Kanzel hinübertönen, „wie häufig haben wir gegen unsern Nächsten gesündigt, sind lieblos, hart gegen ihn gewesen."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. O ja, die Menschen waren hart, so hart. Kein Einziger, der gut gegen sie gewesen wäre, außer ihrer Mutter. Aber woher kam das?

Ach, als ihre Mutter noch lebte, da hatte sie auch Jemanden, dem sie ihr Leid klagen konnte, wenn man sie verspottet und verhöhnt hatte, und die Mutter tröstete sie dann. „Weine nicht, Mina," sprach sie uud streichelte mit der Hand ihr Haar, „sieh, im Himmel ist Gott, der wird uns Trost senden." Dann war die Mutter gestorben und sie war ganz allein in der kleinen Hütte zurückgeblieben, bis sie. . . .

Ein krampfhafter Husten unterbrach ihren Gedankengang, trocken, krächzend schallte er durch die Kirche.

Die Bäuerin blickte auf die kleine Bucklige und stieß sie mit dem Fuße an.

„Sei doch still, Mina," flüsterte sie, „was machst Du für Lärm!"

Erschreckt blickte die Kleine auf. Wie konnte sie solchen Lärm verursachen! Ja, sie wollte still sein und aufmerksam zuhören.

Und der alte Prediger auf der Kanzel sprach weiter: „Häufig klagt Ihr, daß die Menschen gegen Euch hart sind. aber liegt die Ursache nicht in Euch selbst, in Eures Herzens Härtigkeit. Versucht es,

kommt Eurem Mitmenschen, der arm, verlassen ist, kommt ihm liebevoll entgegen und Ihr werdet wieder Liebe finden."

Die Kleine horchte gespannt auf. „Also das ist es", dachte sie, „warum die Menschen mich nicht lieben, warum sie mich verspotten und höhnen! Ich will versuchen, sie alle, alle zu lieben, wenn ich nur bei Ihnen auch etwas Liebe finden könnte."

Freudig lächelte sie bei diesem Gedanken vor sich hin; sie nahm sich fest vor, sorgfältig darauf zu achten, worin sie ihrer Pflegemutter, worin sie zu Hause und ihren Altersgenossen im Dorfe einen Gefallen erweisen könnte. Dann, dann mußte es ja kommen; dann mußten dieselben auch sie wiederlieben, und man würde nicht hinter ihr herrufen, wie jetzt, sobald man sie sah: „Bucklige Mina."

Ihre Blicke schweiften umher, sie blieben an dem Altarbilde heften, wo der Heiland am Kreuze hing.

„Du lieber Gott," betete die Kleine in ihrem Herzen, „gieb mir Kraft, daß ich alle Menschen recht liebe. Du hast ja aus Liebe für uns Deinen Sohn kreuzigen lassen, Du wirst auch mir helfen und Stärke verleihen."

Sie versank in Sinnen, sie hörte nicht mehr die Worte des Predigers, sondern folgte ihren eigenen Gedanken, immer weiter.

Die Predigt war zu Ende, von Neuem begann der Gesang der Gemeinde, die Liturgie wurde gehalten; zum Schluß sprach der Pastor noch den

Segen über die Gemeinde. Die Menschen drängten aus der Kirche.

„Komm nach Hause," sprach die Bäuerin zur kleinen Buckligen, die aus ihren Träumen erwachte.

Mechanisch erhob sich dieselbe und schritt dem Ausgange zu.

Ohne Aufenthalt ging die Bäuerin zum Schuppen, wo sie ihr Pferd losband und in den Wagen stieg. Die Kleine folgte ihr nach.

Sie sprachen während der Fahrt auf der staubigen Landstraße kein Wort; Mina war zu schüchtern und ihr Herz von dem Gehörten noch zu voll, um an die Bäuerin eine Frage zu richten.

Als sie nahe ihrem Hause waren, fragte nur die Bäuerin:

„Hast Du auch die Predigt recht verstanden? Daß Du uns dankbar sein mußt Dein Lebelang; denn hätten wir nicht aus Nächstenliebe Dich aufgenommen, so wärest Du, krüppeliges Ding, verhungert."

Der kleinen Buckligen füllten sich die Augen mit Thränen. Sie dachte an die Worte des Pastors: „Du sollst deinen Nächsten lieben"; ja, sie wollte danach handeln.

„Tante," antwortete sie, „wenn ich Euch nur vergelten könnte, was Ihr mir Gutes gethan habt!"

* * *

Da, wo bereits der hohe Föhrenwald begann, saß, hinter einem Wachholderstrauche versteckt, die

kleine Mina und blickte sehnsüchtigen Auges hinaus auf die gelblich-grün schimmernde Weide, wo die Dorfjugend zum fröhlichen Spiele versammelt war.

Gekreisch und Gelächter tönten zu ihr herüber und ließen ihr Herz stürmisch klopfen vor Verlangen, sich unter die jubelnde Schaar zu mischen, aber sie wagte es nicht, die Furcht hielt sie zurück, daß sie von den Spielenden gehöhnt und geschlagen würde.

Hinter einem dicken Burschen mit flachsblondem Haar hatten die Knaben und Mädchen sich paarweise aufgestellt, auf dessen Zeichen hin das letzte Paar auslaufen mußte. Mit Spannung sah Mina dem Spiele zu. „Solltest du es nicht doch versuchen hinzugehen," dachte sie, „wie wäre es? Der Pastor sagt ja, wenn man freundlich gegen die Menschen sei, so wären sie auch freundlich." Mina sann nach; doch ihre Scheu war stärker, als das Verlangen am Spiele theilzunehmen. Sie blieb hinter'm Strauche sitzen.

Jetzt liefen ein Bursche und ein Mädchen aus; der Flachsköpfige hinterdrein. Pfeilschnell schossen sie über die Ebene dahin. Den Auslaufenden kam es vor Allem darauf an, daß sie sich wieder vereinigten, was der Flachsköpfige jedoch geschickt zu vereiteln wußte, indem er sich zwischen dem Mädchen und dem Burschen hielt. Mit vorgebeugtem Oberkörper, die Arme ausgespreizt und mit den Beinen weit ausholend, lief er dem Mädchen nach, welches die Zipfel ihres Rockes in der Hand haltend, ängstlich vorwärts eilte. Jetzt schien es, als würde sie eingeholt.

Um besser sehen zu können, hatte Mina sich hinter dem Strauche erhoben.

„Ach, wenn ich auch mitspielen könnte," seufzte sie; ihre Augen blitzten, ihre Wangen waren geröthet.

Die Laufenden kamen immer näher. „Halt," rief der Flachsköpfige und streckte seine Hände nach dem Mädchen aus; doch mit einer geschickten Wendung um den Wachholderstrauch, an Mina vorbei, entwich es ihm. Der Flachsköpfige rennt hinterdrein. Da stolpert er, er fällt und liegt der Länge nach am Boden, wüthend erhebt er sich. In dem Augenblicke sieht er die kleine Mina mit erschrecktem Gesicht vor sich stehen. „Was suchst du hier, dumme Fratze," herrscht er sie an. Mina vermag kein Wort zu entgegnen, der Schreck raubt ihr die Sprache.

Inzwischen hatten sie auch die anderen Spielenden bemerkt und liefen herzu. „Bucklige Mina, bucklige Mina!" schrieen und lachten sie durcheinander, wobei sie einen Kreis um die Kleine bildeten.

„Nur durch ihre Schuld bin ich gefallen," rief der Flachsköpfige zornig, „sie hat ja einen Höcker wie des Teufels Großmutter."

„Wart', kannst du auch laufen," meinte ein übermüthiger Bursche und unter dem Gelächter der Umstehenden stieß er die Kleine von hinten, daß sie zu Boden stürzte ....

Auf einer Waldlichtung lag hingesunken vor einem großen, mit Moos bewachsenen, grauen Steine Mina; in den Händen das Gesicht verborgen, schluchzte sie bitterlich. Vom vielen Weinen schmerzte ihr der

Kopf, müde lehnte sie ihn an den Stein; doch die Gedanken ließen sich nicht bannen, welche stets ihren Schmerz erneuten.

Ihr Körper zuckte convulsivisch, zitternd tastete sie mit der Hand auf dem Steine. Sie sah die Kinder vor sich, wie sie lärmten, schrieen und sie verhöhnten.

„Laßt mich, laßt mich, ich habe keine Schuld, ich habe nichts gethan," stammelte die Kleine, „was kann ich dafür, daß ich bucklig bin!... Warum verfolgen mich Alle? Niemand, der mich liebt, Niemand, der mich gern hat. Alle haben mich von sich gestoßen; ich bin allein, ganz allein. O Mutter, Mutter, warum bist du gestorben und hast dein Kind allein zurückgelassen. O nimm mich zu dir!" Flehend streckte sie die Hände zum Himmel empor, doch trostlos sanken dieselben wieder auf den Stein herab.

„Schlecht sind die Menschen alle, herzlos. Lieben soll man sie, das ist nicht wahr. Nein, hassen muß man sie, hassen," rief sie laut in den Wald hinaus.

Tiefe Stille herrschte im Walde. Riesige Felsblöcke deckten in wilder Unordnung den Boden, zwischen denen Farnkräuter mit fächerartigen Blättern üppig wuchsen; hohe, astlose Föhren streckten ringsum ihre dunkelgrünen Häupter zum Himmel empor, der in wolkenloser Bläue auf das Kind herniederschaute, das sich in Schmerzen am Boden krümmte.

Da fiel ein Schuß im Walde — noch einer. Erschrocken fuhr Mina empor und horchte auf den verhallenden Schall. Sie zitterte an allen Gliedern. Ihre erregten Nerven spiegelten ihr etwas Schreck-

liches vor; sie fürchtete sich vor Menschen, die in ihre Einsamkeit dringen könnten, sie fürchtete, neuen Kränkungen ausgesetzt zu werden. Die Gedanken wirbelten ihr im Kopfe herum.

„Der Gutsherr muß in der Nähe mit seinen Freunden jagen," dachte sie, „die Jagd wird sich bis hierher ziehen, ich werde von seinen großen Hunden überfallen werden, seine Knechte werden mich schlagen und höhnen." Sie wollte eilig von ihrem Platze flüchten, doch wohin, nach welcher Richtung? Lief sie nicht den Jägern gerade in die Arme? Unschlüssig blieb sie stehen und blickte um sich. Ein Rascheln wurde vernehmbar, Zweige wurden geknickt, sie hörte Gebell. Etwas Braun-Graues sprang in langen Sätzen an ihr vorüber und verschwand im Dickicht. Mina wandte sich, um zu fliehen; sie wollte sich im Gebüsch verstecken. Lautes Bellen schallte hinter ihr, sie hörte menschliche Stimmen. Jetzt fühlt sie, daß etwas auf sie springt, einen scharfen Schmerz empfindet sie an ihrer Schulter; ein großer, brauner Hund mit fletschenden Zähnen und glühenden Augen hat sie gepackt, andere Hunde umbellen sie; sie wankt, sie stürzt, die Besinnung schwindet ihr.....

Als Mina die Augen wieder aufschlug, sah sie ein dunkles Männerantlitz mit kurzem, schwarzen Barte sich über sie beugen; ein Paar dunkle Augen blickte sie freundlich an. Der Mann hielt eine Flasche in der Hand, aus der er ihr zu trinken gab. Einige Schritte von ihr entfernt stand, an seine Flinte gelehnt, ein Mann mit blondem Vollbarte; ein Knecht

hielt Hunde an der Leine, die bellten und sich von ihm loszureißen suchten.

„Wie geht es der Kleinen, Doctor?" fragte der Mann mit dem blonden Vollbart; seine Stimme klang erregt.

„Gott sei Dank, es ist nur eine unbedeutende Fleischwunde," antwortete der Mann neben ihr. Mina kam es vor, als wäre sie im Traum befangen. Sie wandte sich zur Seite, wobei sie jedoch Schmerz empfand. Ihre Blicke fielen auf ihre Schulter, sie bemerkte, daß dieselbe entblößt war. Scham ergriff sie bei dem Gedanken, so nackt den Blicken der fremden Männer preisgegeben zu sein. Sie versuchte sich zuzudecken, aber die Jacke war zerrissen. Da sprang sie auf und wollte enteilen.

„Lauf nicht fort, Kleine," sprach der Mann neben ihr mit freundlicher Stimme und hielt sie am Arme zurück, „wir thun dir ja nichts Böses."

Jetzt erst gewahrte Mina, daß ihre Schulter auch blutig und zerkratzt war, zögernd blieb sie stehen. Der Mann holte aus der Tasche an seiner Seite ein Stück Leinwand hervor, das er in Streifen zerschnitt. Mina verstand, daß er ihre Wunde verbinden wollte, und blickte dankbar zu ihm auf.

„Halt jetzt still, Kleine," sprach er und schlang einen Streifen ihr um den Arm, „es thut wohl etwas weh, aber das macht nichts aus."

Mina nickte mit dem Kopfe. Es kam ihr Alles so merkwürdig vor; wie kam der fremde Mann da-

rauf, ihr zu helfen, während sie doch sonst von Jedermann zurückgestoßen wurde.

„So, jetzt sind wir fertig! Du erschrakst wohl sehr, Kind, als der Hund auf dich sprang?“ fragte er theilnehmend und streichelte Mina über's Haupt.

Ihr traten die Thränen in die Augen; so hatte sie zuletzt ihre Mutter gestreichelt.

„Ich danke, Herr, für Eure Güte,“ sprach sie mit leiser Stimme und versuchte, des Mannes Hand zu küssen. Derselbe entzog sie ihr aber. „Du bist ein gutes Kind,“ bemerkte er, „hier schenke ich dir ein Tuch für deine zerrissene Jacke.“ Er nahm von seiner Schulter einen Plaid und reichte ihr denselben. Sein Gefährte wurde ungeduldig. „Nun, Doctor, bist du nicht einmal fertig? Ich glaube gar, du verliebst dich in die Kleine,“ sagte er.

„Gleich, gleich! Lebe wohl und sei uns nicht böse,“ wandte der Doctor sich noch zu Mina und drückte ihr einige Silbermünzen in die Hand, auch sein Gefährte folgte dem Beispiel.

„Nun vorwärts.“ Die Männer setzten sich, gefolgt von ihren Hunden, wieder in Bewegung und bald waren sie im Dickicht verschwunden.

Mina blickte ihnen nach, regungslos blieb sie stehen. Was war das? Sie war nicht geschlagen worden von den fremden Männern, sie waren sogar freundlich gegen sie gewesen.

Sie blickte auf das Tuch, das ihr geschenkt worden war, sie nahm es in ihre Hand, sie hielt es sich vor die Augen und drückte einen Kuß darauf.

Sie betrachtete die Geldstücke. Nein, es war kein Traum, es war wirklich wahr. Sie sah auf ihre zerrissene Jacke, sie versuchte, sich alle Einzelheiten dessen, was ihr eben begegnet, wieder in's Gedächtniß zurückzurufen. Ja, sie war von Hunden angefallen worden, sie hatten ihre Jacke zerrissen, sie war ohnmächtig geworden und darauf?

Darauf hatte der Mann mit dem dunklen Bart und den freundlichen Augen ihr geholfen.

Wie gut, wie lieb war er gegen sie gewesen! Wie freundlich hatte seine Stimme geklungen, als er mit ihr sprach; er hatte sie sogar gestreichelt! Mina's Herz schlug höher, das Blut schoß ihr in die Wangen.

„Es giebt noch gute Menschen, sie sind nicht alle schlecht," flüsterte sie, „und der Doctor ist der allerbeste von den Menschen."

Vergessen war aller Kummer, Mina fühlte sich so leicht, als wenn ihr vom Herzen ein großer Stein abgewälzt wäre. Sie sprang herum, das Tuch in den Händen haltend; ihre Augen strahlten vor Vergnügen. Was machte es ihr aus, daß ihre Kleider zerrissen worden, war doch Jemand freundlich gegen sie gewesen! Nein, wie hatte sie nur sagen können, daß die Menschen herzlos seien!

Sie blieb stehen, sinnend blickte sie nieder, dann warf sie sich auf die Knie. „Lieber Gott, verzeihe," betete sie „daß ich so unzufrieden war; aber jetzt hast du mir geholfen, du hast mir Trost gesandt. O Mutter, Mutter, wenn du mich sehen könntest!" Ihr Herz war voll zum Ueberfließen.

Spät Abends erst kam Mina nach Hause, die Bäuerin schalt sie und das Tuch, welches ihr geschenkt worden, mußte sie abgeben; aber die Geldstücke zeigte sie nicht. Die versteckte sie, als sie sich schlafen legte, unter dem Stroh, auf dem sie lag.

Seit dem Erlebnisse im Walde war mit Mina eine vollständige Umwandlung vor sich gegangen. Sie fühlte sich jetzt ruhig und glücklich. Es berührte sie jetzt nicht mehr so schmerzlich als früher, wenn ihre Altersgenossen sie verspotteten, oder man zu Hause sie schalt. Ihr Herz war ganz eingenommen von der Erinnerung an den, der im Walde ihr Hilfe gespendet; der Gedanke an ihn ließ sie alles Unangenehme ertragen. Sein Bild war der leuchtende Stern, welcher ihr Licht und Wärme spendete in der Nacht der Kümmerniß, die sie umgab.

Ihre Phantasie hatte sich seiner bemächtigt und ihm einen Tempel in ihrem Herzen errichtet, in dessen Mitte er als Heiliger thronte.

Ihre Wunde an der Schulter war geheilt. Sie saß am Rande des Feldes und hütete die Schafe. Ihr gegenüber war ein Steinzaun mit einer Pforte, die das Feld von der Landstraße trennte. Eine unbestimmte Sehnsucht ließ sie von Zeit zu Zeit aufblicken: vielleicht, daß er vorüberginge. In der Ferne erhob sich das Gutsgebäude inmitten grünender Bäume auf einer Anhöhe. Ihre Gedanken schweiften dahin, sie wußte, daß er dort wohne.

Sie lag im Grase des Feldrains unter einem wilden Rosenstrauch. Vor ihr breitete sich das Feld

aus, die Sonne hatte den Boden ausgedörrt; Unkraut sproßte darauf, das die Schafe gierig fraßen. Es war ihr am liebsten, so allein zu sitzen, fern von den Menschen — was hatte sie auch von denen Gutes zu erwarten — und ihren Gedanken nachzuhängen.

In der Hand hielt sie einen Strickstrumpf, aber ihre Gedanken weilten nicht bei ihrer Handarbeit. Sie dachte an ihn. Ihre nach Liebe verlangende Seele dürstete danach, wieder und wieder aus dem Brunnen der Menschenliebe zu trinken, welcher sich ihr im Walde erschlossen.

Sie hielt in ihrer Arbeit inne. Aus ihrem Busen holte sie ein silbernes Geldstück, das sie angelegentlich betrachtete. Ein Strahl der Freude verklärte ihr Antlitz. „Mutter," lispelte sie, „du hast mir Trost gespendet." Ueber ihr strahlte die Sonne, breitete sich das blaue Himmelsgewölbe aus. Weit, weit flogen ihre Gedanken dahin. Sie dachte an ihre Mutter, die oben im Himmel weilte, wo auch der liebe Gott war. Wie schön mußte es dort sein, wenn sie doch auch dahin käme, fort von hier. Da oben würde sie goldene Flügel bekommen und dann könnte sie herumfliegen überall, wohin sie wollte. Und wenn sie Jemanden auf der Erde sähe, der arm und verspottet wäre, zu dem würde sie der liebe Gott senden, ihm Trost und Hilfe zu spenden. Ja, sie wollte Allen helfen, Niemand sollte klagen...

Ob der Mann, welcher ihr im Walde half, nicht auch vom lieben Gott gesandt war? Der liebe Gott hat ja seine Boten, die er auf die Erde sendet

zum Trost aller Leidenden. Gewiß war auch er von Gott gesandt.

Und die Kleine versank in Träumereien. Ihre Phantasie malte sich aus, daß ihr Retter eigentlich ein Engel sei, der auf die Erde herniedergekommen; denn nur Engel wären so lieb und gut wie er. Und warum sollte es nicht möglich sein? Hatte Gott doch häufig seine Boten auf die Erde gesandt. Und er schickte sie zu Allen, die arm und verlassen waren.

Sie blickte auf. Von ferne gewahrte ihr scharfes Auge eine Männergestalt, die näher kam. Ihre Wangen übergossen sich mit Purpurröthe. Glaubte sie doch den erkannt zu haben, bei dem ihre Gedanken soeben weilten. Sie sprang auf und eilte zur Pforte, um ihn dort zu erwarten. Ihr Herz klopfte stürmisch und sehnsüchtig fragte sie sich: „Wird er mich auch erkennen?"

Die Gestalt kam näher; es war ihr Retter. Ein eigenthümliches Gefühl überkam sie, ein Gefühl der Scham. Am liebsten wäre sie fortgerannt; aber doch — es hielt sie zurück auf dem Platze, wo sie stand.

Als er bei der Pforte war, öffnete dieselbe Mina; sie wagte dabei nicht, die Augen aufzuschlagen. Er hatte sie erkannt.

„Bist du wieder ganz gesund, Kind?" fragte er.

Mina schlug die Augen auf und antwortete: „Ja, Herr!"

Er blickte sie an und lächelte. „Das ist schön," erwiederte er alsdann und ging weiter.

Mina blickte ihm nach, selig ihn wiedergesehen, ein Wort aus seinem Munde vernommen zu haben.

Die Tage vergingen ihr jetzt schnell, es war, als wenn Alles sich um sie her verändert hätte. Alles sah jetzt so schön aus; auch die Menschen, so schien es ihr, waren besser gegen sie geworden. Sie saß in der Nähe der Pforte und hoffte, ihn wieder zu sehen. Ihre Hoffnung täuschte sie nicht, sie sah ihn mehrere Male wieder und immer hatte er für sie ein freundliches Wort.

Da gewahrte sie ihn eines Tages auf der Landstraße; aber er kam nicht, wie sonst, allein, sondern führte eine Dame am Arme.

Wunderlieblich sah dieselbe aus, ihre schlanken Glieder deckte ein helles Kleid, das blonde Haar hing in Zöpfen lose herab. Während sie auf seine Worte lauschte, war ihr Gesicht mit zartem Roth übergossen.

Mina durchzuckte es. Ein Beben ging durch alle ihre Glieder. Weswegen war sie so erregt? Was ging es sie an, daß auch seine Augen leuchteten und sein Mund lächelte, wenn er mit seiner Begleiterin sprach!

Die Beiden gingen weiter; sie schienen Alles um sich her vergessen zu haben, nur einer für den andern da zu sein. Jetzt blieb sie stehen. Die Dame nahm aus ihrem Haar eine rothe Rose, die sie ihm reichte, sie schaute ihn mit liebendem Auge an. Mina sah es, sie fühlte es am Zucken ihres Herzens.

Er nahm die Rose, küßte ihre Hand, und beide

gingen im Gespräche wieder weiter, sie sich fest an seinen Arm schmiegend.

Mina schaute ihnen nach. Er hatte sie nicht bemerkt, er hatte nicht einmal einen Blick für sie gehabt, während er doch sonst stets ein Wort für sie hatte. Und er war doch der Einzige, welcher gegen sie freundlich gewesen war.

Wie konnte er auch sie, das arme, bucklige Mädchen, bemerken, wenn er mit einer so schönen Dame spazieren ging. Nein, Mina fühlte es, sie hatte ihn verloren; niemals würde sie ihn sehen, noch würde er an sie denken, er dem doch all' ihr Fühlen und Denken galt. Verloren, ja verloren! Mina schien es, als wenn die Sonne, welche über ihr strahlte, als wenn der blaue Himmel, als wenn Alles um sie her ein anderes Aussehen gewönne. Nicht mehr für sie strahlte die Sonne, nicht mehr für sie war der Himmel blau. Nein, sie war verlassen, einsam, die bucklige Mina.

Und ihre Thränen flossen; sie fühlte ja, wie ihr Herz mit allen seinen Fasern an ihm hing; sie konnte ihn nicht lassen, sie liebte ihn mit all der Inbrunst, deren ihr kleines Herz fähig war.

Verzweiflungsvoll umklammerte sie einen Stein auf dem Zaune. Was hatte sie denn noch auf dieser Erde? Nichts, gar nichts. Mit ihm hatte sie ihr Alles verloren. O, wenn sie von hier fortkäme, wenn der liebe Gott sie doch zu sich nähme!

Und es wurde Herbst, die Tage kürzer. Selten schien die Sonne zwischen Wolken hervor, welche den

Himmel in einen grauen Nebel hüllten. Die Bäume streckten ihre kahlen Aeste zum Himmel empor; heulend pfiff der Wind über die Fläche und wirbelte welke Blätter vor sich hin. Eine düstere Melancholie lag über der Landschaft ausgebreitet. Die Nacht deckte ihren dunklen Schatten über Wald und Feld, weder Mond noch Sterne spendeten ihren Glanz; wie eine schwarze, bleierne Masse dehnte sich der Himmel aus.

Auf der Landstraße hörte man das Rasseln eines Wagens, dessen Besitzer sich verspätet hatte; aus den Bauerhütten stahl sich matter Lichtschein hervor, das kläffende Gebell der Dorfhunde ertönte. Wie das Tosen der Meereswogen rauschte in der Ferne der Föhrenwald.

Dem Fenster den Rücken zugekehrt saß die Bäuerin auf einem niedrigen Schemel und kratzte Wolle, die in einem Korbe zu ihren Füßen lag. Eine schmutzige kleine Petroleumlampe stand neben ihr auf einem roh gezimmerten Tische; spärlich erhellte ihr Licht die Stube und warf seinen trüben Schein auf die von Rauch geschwärzten Balken, welche die Wand bildeten.

Ein struppig aussehender Bauer — Rock und Weste hatte er abgestreift — saß auf einer Bank, wo er Reifen schnitt zu Holzgeschirren, die um ihn herumlagen; zwei kleine Kinder im bloßen Hemde spielten auf der Steindiele. Vom Ofen herab tönte das Schnarchen eines Schlafenden; von Zeit zu Zeit hörte man Jemanden hinter dem Ofen husten, trocken,

hohl. Ein kleines Wesen saß da zusammengekrümmt. Es war Mina.

Der Ofen war glühend heiß, die Luft in der Stube dumpf und schwül, daß das Athmen erschwert wurde. Trotzdem hatte es Mina kalt, ihr fröstelte. Auf ihren abgezehrten Wangen hoben sich zwei abgezirkelte rothe Flecken ab, ihre dunklen Augen erglänzten in fieberhaftem Feuer. Sie war krank, ihre Brust schmerzte ihr. Es war ihr, als wenn etwas Schweres darauf lag, das sie nicht entfernen konnte. Beim Athmen ertönte ein rasselnder, pfeifender Laut, wobei sie einen nagenden Schmerz am Rücken und in der Seite empfand. Ein scharfer Kitzel in der Kehle peinigte und reizte sie beständig zum Husten, der ihren ganzen Körper erschütterte. Theilnahmslos blickte sie vor sich hin. In ihrem Kopfe hämmerte das Blut und drohte die Adern zu sprengen, bald ein heißer, bald ein kalter Fieberschauer jagte über ihren Körper. Ermattet schloß sie die Augen.

Vor ihrem Geiste gaukelten bunte Bilder. Es kam ihr vor, als wäre sie nicht in der Stube, als wäre sie gesund, als wäre es nicht Herbst, sondern Sommer, wo die Sonne schien. Sie war auf dem Felde, ihr Retter stand neben ihr. Sein Gesicht sah so freundlich aus, sein Mund lächelte. „Ich habe Dich nicht vergessen," sprach er zu ihr, „o nein, glaube das nicht. Ich denke immer noch an Dich. Das war ich ja garnicht, der mit der schönen Dame ging; es war nur Jemand, der so aussah, wie ich. Du hast Dich geirrt."

Und sie pflückte Blumen, die im Grase wuchsen, sie wand die Blumen zum Kranz; er beugte sein Haupt zu ihr nieder und sie drückte ihm den Kranz darauf. Wie schön er aussah!

Ein heftiger Hustenanfall ließ sie auffahren. Sie schlug die Augen auf. Ach Gott, es war ja Alles nur ein Traum gewesen, was sie gesehen hatte. Sie war noch in der dumpfen Stube, krank, sterbenskrank. Mit ihrer abgemagerten kleinen Hand fuhr sie über die feuchte, kalte Stirn.

Die Gegenstände verschwammen vor ihren Augen; halb im Traum hörte sie eines der Kinder klagen: „Mutter, Mina will nicht mit uns spielen."

Sie fühlte sich müde, so müde. Sie streckte sich auf das Stroh aus, das vor ihr lag, sie versuchte zu schlafen.

Ein feuriges Rad drehte sich vor ihren Augen. Das Rad wurde immer größer und drehte sich immer geschwinder. Es senkte sich ihr auf die Brust, es brannte darin. Unruhig wälzte sich Mina hin und her; aber das Bild verließ sie nicht, sie wollte aufschreien, doch vermochte sie es nicht. Da war es ihr, als wenn eine Hand kühlend über ihre Stirn streiche, es kam ihr vor, als hörte sie neben sich ihre Mutter sprechen: „Bald wirst Du gesund, ganz gesund, Kind!"

In Schweiß gebadet, zitternd wachte Mina auf; aber der Druck auf ihrer Brust war gewichen, sie fühlte sich so leicht, das Athmen machte ihr keine Beschwerde mehr, der Kitzel in der Kehle war ver-

schwunden. Sie glaubte ganz gesund geworden zu sein.

Um sie herum war Alles dunkel, Alle hatten sich zur Ruhe gelegt. In der Stille der Nacht hörte sie nur die tiefen Töne ruhig Schlafender. Ein Gefühl unendlichen Wohlbehagens überkam sie. Regungslos lag sie auf ihrem Lager. „Sollte ich schon todt sein, oder bin ich wirklich ganz gesund geworden?“ fragte sie sich.

Da hörte sie mit einem Male aus der Ferne Gesang. Sie horchte auf. Der Gesang klang so feierlich, so schön. Der Gesang ertönte immer näher, immer deutlicher. Und die Decke hob sich vor ihren Augen und ein überirdischer, blendender Glanz erfüllte die ganze Stube. Mina glaubte in dem Glanze Engel zu sehen, die auf und nieder schwebten und sangen: „Gott ist die Liebe und wer in Gott ist, der ist in der Liebe.“ Und in der Ferne bemerkte sie schwebend die Mutter; aber anders sah sie aus, wie auf der Erde, nicht abgehärmt, wie durchleuchtet, verklärt. Und die Mutter winkte ihr und sprach: „Komm, mein Kind, komm!“ Und Mina fühlte, wie es sie zu ihr hinzog, sie hob ihre Arme in die Höhe. „Ja, ich komm,“ rief sie freudig und es schien ihr, als würde sie emporgehoben, ganz langsam, allmählich.

* * *

Kalt und starr lag Mina am andern Morgen auf ihrem Strohlager. Ein Zug des Friedens, der Freude verklärte ihr Antlitz. Sie war todt. — „Es ist so gut," meinte die Bäuerin, „sie wäre uns doch Zeitlebens nur zur Last gefallen."



# Oft und Weit.

„Und was denn soll ich als Grund angeben, daß Du nicht auf den Ball kommst, Ernst?“ fragte ein junger, schlank gewachsener, blonder Herr, während er sich in Toilette warf und vor dem Spiegel seine weiße Cravatte zurechtzupfte.

Der mit Ernst Angeredete war gleichfalls blond, aber eine untersetzte Gestalt, die sich bequem auf einem Sopha dehnte.

„Gieb den wahren Grund an, daß mir diese Großstädterinnen überhaupt verleidet sind, und ich einfach deswegen schon nicht hinkomme,“ bemerkte er gleichmüthigen Tones.

Oscar, oder, wie er bei seinem vollen Namen hieß: Oscar Friedrich Baron Krone, Rechtsanwalt — pfiff die Anfangsnoten eines Walzers während dessen vor sich hin, dann meinte er wieder:

„Es ist mir wirklich unbegreiflich, wie Du, ein gebildeter Mensch, so viel Geschmack an der Unter-

haltung unserer Dämchen finden kannst; da bin ich doch tausend Mal lieber mit einer Petersburgerin zusammen."

„Was sollen wir darüber streiten," erwiderte Ernst, von seinem Platze aufstehend, „möglich, daß die Petersburgerin gebildeter ist, aber ihre Bildung zeigt sich in der Unterhaltung doch nur in Frivolitäten; so wenigstens hab ich es gefunden. — Aber ich bin ja nur gekommen, Dich aufzufordern, uns nächste Woche auf dem Lande zu besuchen," unterbrach er sich.

Oscar war mittler Weile in's anstoßende Zimmer gegangen, von wo er nun im Frack und weißer Weste heraustrat. Er ging wieder zum Spiegel und betrachtete sich darin sorgfältig, während er in der Hand einen brennenden Armleuchter hielt.

„Ist alles bei mir in Ordnung?" fragte er dann, — „ja so, zu Euch auf's Land! Ich danke; wenn ich nur Zeit finde, von hier abzukommen."

„Deine Toilette ist prachtvoll," erwiderte Ernst lächelnd, nachdem er einen prüfenden Blick auf Oscar geworfen, „Du wirst jedenfalls Eindruck machen."

Bald darauf befanden sich beide Freunde draußen auf der Straße. Ernst hatte die Hand Oscars ergriffen. „Also dann in der nächsten Woche auf Wiedersehen," sagte er.

„Auf Wiedersehen, Ernst," entgegnete Oscar und beide gingen auseinander.

Oscar Baron Krone hatte sich vor einem Jahre auf Zureden seines Freundes Ernst, mit dem er zusammen studirt, in Burgdorf als Rechtsanwalt niedergelassen. Aber er bedauerte diesen Schritt, da sein Ehrgeiz an dem kleinen Orte keine Befriedigung fand, und obgleich er bei seiner gegenwärtigen Thätigkeit sein gutes Auskommen hatte, so beschäftigte er sich doch häufig mit dem Gedanken, nach Petersburg zu ziehen und beim Senate sich anstellen zu lassen, wo er hoffte, bald Carriere zu machen.

In Folge dessen zogen ihn auch besonders die Badegäste aus der Residenz an, die jeden Sommer nach Burgdorf pilgerten, um ihre durch winterliche Vergnügungen geschwächten Nerven daselbst zu stärken. Unter den diesjährigen Badegästen befanden sich zwei Damen, eine Wittwe mit ihrer Tochter — Nadeshda und Olga Kublinsky — die das Interesse Oscars in erhöhtem Maße in Anspruch nahmen.

Die Bekanntschaft mit den Damen hatte Baron Hagen vermittelt, ein Mann, der, trotzdem er verheirathet und bereits Vater von sechs Kindern war, dennoch im Rufe eines großen Herzensbrechers stand.

Olga Kublinsky war eine piquante Erscheinung, die den Männern gefährlich werden konnte, und auch Oscars leicht empfängliche Sinne hatten dem von ihr empfangenen Eindrucke nicht zu widerstehen vermocht. Sie hatte ein Aeußeres, wie man es selten antrifft: blondes Haar verbunden mit dunklen Augenbrauen und Augen; ihre schlanke Gestalt und ihr blasser Teint gelangten namentlich am Abend im

Ballsaale zur vollen Geltung. Jedoch nicht allein ihr Aeußeres, sondern mehr noch ihre Unterhaltung und ihr freies Wesen, wirkten auf Oscar mit dem Reize der Neuheit.

Jeden Dienstag Abend pflegte während der Badesaison ein Ball in der „Ressource" stattzufinden, wo sich die angereiste und einheimische Gesellschaft zusammenfand. Vom einheimischen Adel gingen allerdings nur die Herren hin, während die Damen zu Hause blieben, und auch einzelne angereiste Familien hielten sich von den Bällen fern. Aber Olga Kublinsky hatte bei ihrer Mutter die anfänglich gehegten Bedenken gegen den Besuch der „Ressource"-Bälle überwunden und sie war dort an den Dienstag-Abenden eine regelmäßige Erscheinung. In Folge dessen war es nur natürlich, daß auch ihre Verehrer sich dort einfanden, und daher auch Oscar heute in die Ressource auf den Ball ging.

Die Ressource war eins der stattlichsten Häuser der Stadt. Mitte dieses Jahrhunderts von einem Ingenieuren, der sich in der Residenz reich gestohlen, aufgebaut, war es nach dessen Tode in das Eigenthum der Stadt übergegangen, die ihrerseits das Local einem Club mit der Verpflichtung vermiethet hatte, dasselbe während des Sommers auch den angereisten Fremden offen zu halten.

In allen Zimmern der Ressource brannten bereits Lampen, im Speisezimmer war der Tisch gedeckt und am Buffet schlenkerte der Kellner einen

Korkenzieher zwischen den Fingern hin und her, ungeduldig der Gäste harrend.

Allmälich kamen sie auch. Zunächst der Vortrab: der Billetverkäufer, ein hagerer, ausgedörrter Mensch, der sich still in eine Ecke des Vorzimmers setzte, dann die Musikanten — zwei Flötisten, ein dickbäuchiger Alter mit einer Glatze und ein junger, schüchtern aussehender Mann; alsdann ein selbstbewußt um sich blickender Trompeter, dem man den früheren Husaren ansah und zwei Geiger mit schmachtenden Blicken; endlich ein alter Graukopf mit einem martialischen Barte à la Napoleon III., der die Baßgeige spielte. Damen in eleganten Balltoiletten traten darauf ein, ihnen folgten Cavaliere. Im Vorzimmer trennten sie sich. Während die Damen geradaus in den Saal gingen, zogen die Herren es vor, rechts durch ein Zimmer, wo einer der Vorsteher, der „Herr Rath" mit der Oekonomin und einem aufgedunsenen Colonialwaarenhändler saß, zum Buffet zu gehen und sich dort einstweilen mit Bier und Schnaps zum bevorstehenden Tanze vorzubereiten.

Endlich um neun Uhr fing man an zu tanzen. Der Musikant, welcher die erste Violine spielte, klopfte auf den Tisch. Das Gequitsch der stimmenden Instrumente verstummte, und die Klänge eines Walzers erschallten durch die Räume.

Olga Kublinsky erschien erst in der Ressource, nachdem der Tanz bereits begonnen, in Begleitung ihrer Mutter, einer corpulenten Dame, und Baron

Hagens. Eine halbe Stunde später trat auch Oscar ein. Er begrüßte sich flüchtig mit dem Vorsteher, der noch ein Schulkamerad von ihm war. „Fleißig bei der Arbeit," bemerkte er ironisch, auf eine Speisekarte deutend, an der letzterer schrieb, und eilte weiter. „Ja wohl, ja wohl," rief ihm der Rath nach. „Ein Teufelskerl," lachte er darauf und wandte sich an den Colonialwaarenhändler. „Nicht wahr, Altsche?" Er stieß die Oeconomin mit dem Finger in die Seite. „Ach Gott, wie Sie sind, Herr Rath," seufzte diese und schlug verschämt ihre Augen nieder; der Colonialwaarenhändler ließ ein dumpfes Grunzen, das wie Lachen klang, hören.

Oscar hielt sich im Speisezimmer nicht weiter auf, sondern drängte sich, Grüße mit den Herren austauschend, durch die Reihen der Tänzer, die zwischen der Saalthür standen. Im Saale schritt er auf die Mutter von Olga Kublinsky zu, die auf einem Sopha thronte, während Olga gerade tanzte.

„Also Sie kommen doch, Baron," bemerkte nach der Begrüßung die alte Kublinsky, „wir dachten schon, Sie wären uns untreu geworden."

„Warum haben Sie nur so schlimme Gedanken, gnädige Frau?" meinte Oscar scherzend.

„Ach, die Herren sind ja immer so flatterhaft," entgegnete diese. — Obgleich Frau Kublinsky ihre Jugendjahre schon längst hinter sich hatte, liebte sie es doch noch, in Gesellschaft von Herren einen koketten Ton anzuschlagen, wie ein altes Cavalleriepferd, das seine Künste nicht vergißt, wenn es auch ausrangirt

worden. — Oscar unterhielt sich mit Frau Kublinsky, bis Olga wieder zu ihrer Mutter zurückkehrte. Er verbeugte sich vor ihr und forderte sie zum Tanze auf.

„Warum kommen Sie heute so spät, Herr Baron?“ fragte während des Tanzes Olga. Oscar verspürte einen leichten Druck ihrer Hand, der ihn eigenthümlich durchschauerte. Er entschuldigte sein verspätetes Kommen dadurch, daß er von seinem Freunde aufgehalten worden sei. Die üppige Gestalt seiner Tänzerin kräftiger umfassend, wirbelte er sie in kühnem Schwunge im Saale herum. Während des Walzers konnte er sich jedoch nur wenig mit ihr unterhalten, erst die Française, zu der er sie engagirt, bot ihm die erwünschte Gelegenheit.

Die Gesellschaft, welche sich hier bewegte, setzte sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammen, am zahlreichsten waren die jungen Herren von der Handlung vertreten; im Vertrauen auf die Kraft ihrer Ellenbogen, fegten dieselben ohne Rücksicht auf die übrigen Tänzer, wie der Sturmwind mit ihren Damen über den Tanzboden. Den Gegensatz dazu bildeten die Residenzler, meistens bleich und abgespannt aussehende junge Leute, von denen jeder sich bemühte, mit einem besondern Chic aufzutreten. Um etwaigem Tänzer-Mangel zu begegnen, waren noch Cadetten zum Balle abcommandirt, die mit einem Eifer, als wenn sie auf dem Exerzier-Platze wären, ihre Aufgabe lösten. Namentlich fiel ein Cadett mit einer geschwollenen Backe, dessen Gesicht zudem verbunden

war, auf; aber aus den Augen des jungen Mars-Eleven sprach, während er tanzte, nicht das Vergnügen.

Dann waren noch da einige Offiziere und Edelleute aus der Umgegend, die sich meist damit begnügten, zuzuschauen und nur hin und wieder activ eingriffen.

Oscar hatte sich zu der Française, die er mit Olga Kublinsky tanzte, den Platz in einer Saalnische ausgesucht, wo sie nun beide saßen und über den lieben Nächsten, d. h. die Tänzer und Tänzerinnen Bemerkungen austauschten.

„Sehen Sie dieses Paar," bemerkte Oscar zu Fräulein Olga und deutete auf den kleinen Cadetten mit der geschwollenen Backe, der mit einer hagern, ältlichen Dame tanzte, die ihn um Hauptes Länge überragte. „Entsetzlich," meinte Fräulein Olga, aber sie mußte sich bei dem komischen Anblick doch auf die Lippen beißen, um nicht laut zu lachen. „Ist dieser Zwang nicht wirklich schrecklich!" setzte sie darauf ernsten Tones hinzu, „der arme Junge muß trotz seiner Schmerzen mit der Frau seines Obristen tanzen, weil sie keinen andern Cavalier gefunden hat."

Oscar stimmte ihr bei.

„Ich bin überhaupt eine Feindin alles Zwanges," fuhr Olga nach einer kleinen Pause fort; „man muß den Menschen Freiheit lassen, zu thun, was sie wollen." Sie blitzte dabei Oscar mit ihren dunklen Augen an.

„Bis zu einer gewissen Grenze, aber unbedingt

werden Sie diesen Ausspruch wohl nicht gelten lassen wollen?" meinte er.

„Gewiß, unbedingt," entgegnete Olga. „Sie werden über meine Ansicht vielleicht entsetzt sein, aber glauben Sie mir, glücklicher würde sich doch jeder Mensch fühlen, wenn er ungehindert den ihm innewohnenden Neigungen folgen könnte."

„Und unsere ganze Cultur, ist die nicht zuletzt das Resultat eines heilsamen Zwanges, der auf den Menschen ausgeübt wurde?" fragte Oscar dagegen.

Fräulein Olga kam nicht dazu, auf die letzte Frage zu antworten, denn es kam an sie die Reihe, zu tanzen. Ihr vis-à-vis war Baron Hagen.

„Was haben Sie für ernste Gespräche, gnädiges Fräulein?" warf Hagen hin, als er sich mit Olga kreuzte, „ich sehe es Ihrem Gesichte an."

„Oh, sehr ernst," antwortete diese lächelnd, „Baron Kronewill alle Menschen in eine Zwangsjacke stecken."

„Ein gefährlicher Mensch," lachte Baron Hagen.

„Aber welche Zumuthung, Fräulein," beeilte sich Oscar zu erwidern.

„Gnädiges Fräulein, Sie sehen mich jetzt als gehorsamen Schüler zu Ihren Füßen," begann Oscar, nachdem sie sich wieder gesetzt hatten.

„Ein guter Schüler, der mir stets widerspricht," spottete sie.

„Nein, nur ein Schüler, der tiefer in den Inhalt Ihres Evangeliums eindringen will."

„Ich sehe Sie sind unverbesserlich! Aber achten

Sie nur auf die heutige Gesellschaft. Wie eckig, wie plump tanzen doch diese Cavaliere und Damen. Woher kommt das? Sie fühlen sich durch den Zwang beengt, dem sie durch die einmal in der Gesellschaft angenommenen Formen unterworfen sind. Wäre es nicht besser, diesen Zwang von sich zu streifen?"

Oscar machte dagegen Einwendungen. In dem Für und Wider des Gesprächs verging ihm schnell die Zeit. Als die Française beendet war und er seine Tänzerin verließ, weilten seine Gedanken noch bei ihr.

Am folgenden Tanze nahm Oscar nicht Theil, sondern beschränkte sich darauf, an die Wand gelehnt, zuzuschauen. Es wurde eine Mazurka getanzt, ein Tanz, der zu seiner Ausführung viel Grazie erfordert. Baron Hagen, der früher als Husar in Warschau gestanden, hatte dort den Nationaltanz der Polen mit allen Finessen sich angeeignet. Er galt als der Beste Mazurkatänzer. Die älteren Damen schwärmten noch immer von der Zeit, wo er als schmucker Husaren-Lieutenant in seiner knappen Uniform im Mazurka-Pas durch den Saal schwebte. Auch jetzt, wenn es hieß, daß Hagen die Mazurka mittanze, pflegten die Herren an den Kartentischen ihr Spiel zu unterbrechen, um seinem Tanze zuzuschauen.

Baron Hagen hatte zur Mazurka Olga Kublinsky engagirt. Es schien, als wenn ihn dieses Mal ein besonderes Feuer beseelte. Bald seine Tänzerin umschlingend, bald in schlangenartigen Windungen sie an sich vorbeilassend, drückte sein Tanz alle Nüancen der Leidenschaft aus. Und in der That schien

das Paar wie für einander geschaffen. Einzelne Herren ließen sich zu einem lauten Bravo hinreißen. Allmälich hörten die übrigen Paare zu tanzen auf und nur Hagen und Olga Kublinsky setzten noch die Mazurka fort. Gespannt schaute Oscar dem Tanze zu; jede Bewegung Olgas verfolgte er mit scharfem Blicke. „Welche Gluth spricht doch aus ihren Zügen," dachte er bei sich, „man fühlt es heraus, daß es für sie keine Schranke giebt." Und bewundernd, hingerissen folgten seine Blicke der schönen Tänzerin. Welcher Unterschied doch in dem Tanze hier und dem ruhigen Phlegma, mit dem die Burgdorfer ihre Mazurka abhopsen! dachte er.

Als nach der Mazurka Baron Hagen ins Speisezimmer trat, wo mehrere Edelleute am gedeckten Tische beim Glase Champagner saßen, wurde er mit lautem Halloh empfangen. „Nein, das sag' ich, Bernhard bleibt doch immer jung. Dieses Feuer!" bemerkte einer der Herren, „komm Bruder und trink mit uns!" „Ach, lieber Alexander," entgegnete Hagen, „was hilft das Feuer? Die jungen Leute pflücken uns doch die Rosen vor der Nase fort." Er klopfte bei diesen Worten Oscar, der ihm in's Speisezimmer gefolgt war, freundschaftlich auf die Schulter. „Ja, ja, die Jugend," pflichtete ihm Alexander bei und sah Oscar lächelnd an. „Nun, sagen Sie, Baron, wie gefällt Ihnen die Olga Kublinsky?" Oscar vermochte bei dieser unerwarteten Frage ein leises Erröthen nicht zu unterdrücken. „Ich will es nicht leugnen, ganz gut," entgegnete er darauf kurz. Die Herren

fingen an zu lachen. Oscar berührte dieses Lachen unangenehm, doch unterdrückte er seinen Aerger. — „Ja, ein Teufelsmädel," meinte Alexander, „sage Bernhard doch, wer sind eigentlich diese Kublinsky's?" „Genaueres kann ich Dir eigentlich auch nicht sagen," antwortete Baron Hagen, „von altem Adel jedenfalls sind sie. Die Alte ist, soviel ich weiß, Vorsteherin eines Stiftes!... Aber von wo habt Ihr den Champagner her?" fragte er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend. „Der Herr Rath hat uns den speciell empfohlen," bemerkte spöttisch einer der Herren. „Rath Eisen scheint hier auch die Rolle eines Oberkellners zu spielen," meinte ein anderer, „die Speisekarte ist jedenfalls von seiner Hand geschrieben."

Er reichte die Speisekarte hin, die unter Gelächter die Runde unter den Herren machte.

Das Gespräch kam indeß bald wieder auf die Damen zurück. „Am meisten Beifall hat unstreitig Olga Kublinsky," meinte einer der Herren.

„Nun ja, sie hat auch den Teufel im Leibe. Sie hat ein je ne sais quoi an sich; ob sie nicht schon vom Baume der Erkenntniß genascht hat," sagte ein anderer.

„Garnicht unmöglich!" lachten die übrigen.

„Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler," äußerte sarkastisch ein dicker Gutsbesitzer.

Oscar, der sich schon vorhin geärgert, konnte sich jetzt nicht mehr beherrschen, da er diese Worte hörte; er wandte sich dem Gutsbesitzer zu. „Ich muß

Sie bitten, Herr von Randen, Ihre Aeußerung zurückzunehmen," bemerkte er in scharfem Tone.

Der mit Randen Angeredete blickte erstaunt auf. „Ich verstehe nicht, was Sie wollen, bester Baron," sagte er, „ich habe Sie nicht kränken wollen, oder beabsichtigen Sie vielleicht, für die Petersburger Damen eine Lanze zu brechen?"

Oscar schoß das Blut heiß zu Kopf. „Ich finde es jedenfalls unpassend, in einem solchen Tone von einer Dame zu reden," erwiderte er heftig. Jetzt mischten sich auch die übrigen Herren ein. „Aber wozu doch; was streitet Ihr um des Kaisers Bart?" hieß es von allen Seiten.

Herr von Randen war bei der letzten Aeußerung Oscars bleich geworden. „Und ich finde Ihr Benehmen lächerlich," stieß er hervor und erhob sich von seinem Platze.

Auch Oscar hatte sich erhoben. „Sie werden mir für Ihre Aeußerung Satisfaction geben," rief er.

* * *

Am folgenden Morgen stand Oscar später als gewöhnlich auf. Sein Kopf war benommen und seine Gedanken weilten noch bei den Erlebnissen des gestrigen Abends. Olga Kublinsky, die tanzenden Paare, dann die Herren beim Champagner — alles schwirrte ihm im Kopfe bunt durcheinander. Es fiel ihm ein, daß er zum Schlusse des Abends noch eine Unannehmlichkeit in der Ressource gehabt, mit Randen in Streit gerathen war wegen Olga Kublinsky. „Ach

diese Gesellschaft, diese Gesellschaft hier," dachte er bei sich, während er sich ankleidete, „immer giebt es Zank und Streit. Kann man denn nicht friedlich miteinander auskommen. — — — Ja, was fiel nur diesem Randen eigentlich ein, in so einem Tone von Olga Kublinsky zu reden? Ich konnte wahrhaftig nicht anders, als für sie eintreten. Es war einfach meine Pflicht als Cavalier. — — — Nun, er wird schon seine Entschuldigung machen!" fuhr er in seinen Gedanken fort. „Ach, wenn man doch unter anderen Menschen wäre; ja, wenn man frei wäre, frei!" Er streckte seine Arme weit von sich aus.

Sorgfältig bürstete er sich das Haar, zog Weste und Rock an und trat alsdann mit einem leichten Gähnen in's Speisezimmer, wo auf dem mit einem bunten Linnen gedeckten, runden Tische bereits eine glänzende Messing-Kaffekanne stand, in der der Kaffe lustig brodelte. Er setzte sich auf einen Wiener Stuhl, der neben dem Tische stand, und goß sich den Kaffe in die Tasse. In der Küche nebenan, deren Thür halboffen war, hantirte die alte Aufwärterin.

„Was giebt es denn Neues, Lena?" fragte Oscar, sich auf ein Stück Weißbrot Butter schmierend, die Aufwärterin.

„Ach Gott, Jungherr," antwortete die Alte, „Neues wohl garnichts. Was sollte hier auch groß passiren! — Ja, morgen feiert Karl Mikko seine Hochzeit."

„Was, der junge Schuster! Er ist ja kaum zwanzig!" bemerkte Oscar.

„Schadet nichts, Jungherr! jung gefreit, hat Niemand gereut. Ich sage immer, Jungherr müßten auch heirathen.“ Die Alte war auf ihr Lieblingsthema gerathen.

Oscar lächelte, während die Alte redete. „Ja, Lena, wen denn?“ fragte er.

„Ach, wie Jungherr nur fragen kann! Jungherr wird das schon selbst wissen. Junge hübsche Fräuleins sind viele in der Stadt und die auch reich sind.“

„Also reich, das ist die Hauptsache?“

„Wie Jungherr nur redet. Reich ist nicht Hauptsache, aber ist doch ganz angenehme Sache.“

Das Geklingel der Vorhausglocke unterbrach das Gespräch. Es war Jemand eingetreten, und die Aufwärterin ging hinaus, um nachzusehen, wer es wäre. „Kaufmann Berends möchte Jungherr sprechen,“ meldete sie beim Zurückkommen. Oscar trank noch seinen Kaffe eilig aus, dann erhob er sich und ging in den Saal, wo der Kaufmann wartete.

Es war ein großer, starknochiger Mann mit einem dunkelrothen Barte, der seinem Gesichte einen harten Ausdruck verlieh. „Nun, Herr Berends, was haben Sie denn, — Processe?“ fragte Oscar bei der Begrüßung.

Der Kaufmann rieb sich die Hände. „Wird wohl immer so etwas sein, Herr Baron,“ meinte er dann, „sehen Sie, wir möchten Sie bitten, eine Sache für uns beim Gerichte zu führen. Die Herren Advocaten sollen ja bedeutend besser die Gesetze kennen, als unsereins.“

„Wird wohl so stimmen, Herr Berends," entgegnete Oscar," aber bitte erzählen Sie doch, um was es sich handelt."

„Sehen Sie, die Sache ist so. Ich und Malk, wir beide hatten Weidenfeld — er nannte einen Colonialwaarenhändler — in der Spaarkasse für 1000 Rbl. cavirt. Nun aber hatte Weidenfeld zum Termin nicht gezahlt und die Casse verlangte das schuldige Geld von uns. Wir beide, ich und Malk, haben auch gezahlt; aber nun wollen wir von Weidenfeld wieder unser Geld zurückhaben."

„Und zahlt denn Weidenfels nicht?"

„Der Cujon ist schon lange mit seinem Gelde fertig," lachte Berends und machte eine wegwerfende Handbewegung, „der hat keinen Kopeken mehr."

„Wenn er nichts hat, dann lohnt es sich wohl auch nicht zu klagen," warf Oscar ein.

„Er hat doch noch Waaren in seiner Bude," bemerkte der Kaufmann, „und wenn die verkauft werden, würde immer noch etwas nachbleiben. Aber das ist es eben! Jetzt behauptet der Rath, daß die ihm verpfändet seien."

„Rath Eisen, wie kommt der darauf? Liegen Papiere vor?"

„Sie wissen ja, Herr Baron, der Rath und Weidenfeld sitzen immer im Club zusammen. Nun haben sie sich miteinander besprochen, und Weidenfeld hat dem Rath ein Schriftstück darüber ausgestellt, daß alle seine Waaren in der Bude dem Rath verpfändet seien."

Oscar dachte nach. „Die Sache dürfte nicht ganz leicht zu erledigen sein," meinte er dann, „bestimmt kann ich Ihnen nicht sagen, ob bei einem Processe was herauskommen würde."

„Das ist es eben," lachte der Kaufmann und rieb sich die Hände, „nun kommt noch eine Sache: Was wird es kosten? Wir dachten, Sie würden, Herr Baron, darauf eingehen, gegen Procente .... dabei kommt keiner nicht zu Schaden."

Oscar machte ein spöttisches Gesicht. „Es ist sehr freundlich, daß Sie nicht auf meinen Schaden bedacht sind," entgegnete er, „aber ich ...."

„Aber warum gehen Sie nicht auf Procente ein, Herr Baron?" unterbrach ihn der Kaufmann, „wir leben ja auch von Procenten!"

„Nein Herr Berends, ich danke. Sie können sich ja an einen der Schreiber wenden, welche auch Klagen vor Gericht vertreten, die werden gewiß darauf eingehen. Ich habe mein festes Honorar."

Er hatte sich erhoben. In demselben Augenblick wurde die Thür aufgethan und ein junger Mann trat ein.

„Herr von Gluck! was verschafft mir so früh die Ehre Ihres Besuches?" fragte Oscar den Eintretenden, der sich seines Ueberrockes entledigte.

Der Angeredete sah sich um. „Ich störe Sie doch nicht, Baron? — Könnte ich Sie auf einen Augenblick unter vier Augen sprechen?" bemerkte er dann in geheimnißvollem Tone.

„Mit größtem Vergnügen! Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen," erwiderte Oscar. Wohl ein Abgesandter von Randen, dachte er bei sich, während er sich vom Kaufmann Berends verabschiedete.

„Nun, Herr von Gluck," fragte Oscar den jungen Mann, der mit nachdenklicher Miene im Saale auf und ab ging, als sie allein waren, „was giebt's? Sie kommen wohl im Auftrage Randens? — Aber bitte, nehmen Sie doch Platz. Papyros gefällig?" Er holte aus seiner Brusttasche ein silbernes Etui hervor, aus dem sich Gluck eine Papyros herausnahm und anzündete.

„Sie haben ganz Recht, Baron," begann Gluck, „ich komme im Auftrage Randens."

„Nun und sollen die näheren Bedingungen zu einem Duell festgestellt werden, oder versteht Randen sich dazu, seine Entschuldigung zu machen?" Oscars Gesicht hatte während der Frage einen gespannten Ausdruck angenommen.

„Das wohl weniger," lautete Glucks Antwort auf die letzte Frage, „Randen fühlt sich im Gegentheil durch Sie beleidigt....."

„Mein Gott, was sollen wir denn noch darüber reden," bemerkte Oscar, „ich werde Ihnen meinen Secundanten senden und mit dem bestimmen Sie alles Nähere."

„Sehr schön, Baron!" Herr von Gluck war von seinem Stuhle aufgestanden. „Wann könnte ich Ihren Secundanten erwarten?"

Oscar spazierte im Saale auf und ab. „Wissen

Sie was! Wenn es Ihnen recht ist," sagte er stehen bleibend, „so wollen wir die Angelegenheit auf Freitag verschieben. Ich beabsichtige Ernst Bagge zu bitten, mein Secundant zu sein und zu dem Zwecke will ich heute zu ihm hinaus fahren."

„Auf einige Tage kommt es ja auch nicht an," meinte höflich Herr von Gluck, „Freitag erwarte ich dann nähere Nachrichten."

Er verabschiedete sich hierauf von Oscar, den er mit seinen Gedanken allein ließ.

„Also ein Duell," murmelte Oscar vor sich hin, „mag es denn sein. Ich will dem Randen jedenfalls eine Lection geben, sich in Zukunft höflicher über Damen zu äußern." Er fuhr mit dem Arm durch die Luft, als wenn er Streiche austheilen würde. „Lena," rief er darauf, in's Speisezimmer tretend, „bestelle mir Postpferde um zwölf. Ich will nach Strandhof fahren." Es war das Gut von Ernst's Vater.

* * *

Strandhof gehörte zu den größeren Rittergütern im Kreise und war schon seit langer Zeit im Besitze der Familie Bagge. Ihr gegenwärtiger Besitzer, der Vater von Ernst, nahm im Kreise eine sehr angesehene Stellung ein. Lange Jahre hatte er der Ritterschaft als Landrath vorgestanden und noch jetzt, nachdem ihn das hohe Alter genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, wurde sein Rath in wichtigeren Angelegenheiten von seinen Standesgenossen eingeholt. Er lebte still auf dem Lande mit seinen beiden Töchtern,

Louise und Anna, und seinem Sohne Ernst, der die Wirthschaft des Gutes leitete. Seine Frau war bereits vor mehreren Jahren gestorben.

Das Herrenhaus von Strandhof war ein hohes, einstöckiges, aus Stein aufgeführtes gelbes Gebäude, dessen Dach mit Schilf gedeckt war. Vor der steinernen Treppe, die zur Eingangsthür hinaufführte, standen zwei alte Linden. Ein mit Blumenbeeten und Rosensträuchern gezierter Rasenplatz lag auf der andern Seite des Weges, der an der Treppe vorbeiführte. Ein grün angestrichener Staketenzaun trennte den Rasenplatz vom Hofe, in dessen Mitte ein gleichfalls grün angestrichener Brunnen und weiterhin, gerade gegenüber dem Herrenhause der Stall, ein mit Stroh gedecktes steinernes Gebäude lag, an den sich die Viehburg und die Ställe für Fasel anschlossen. Rechts davon breitete ein mit Weiden bestandener Teich sein Wasser aus, in dem eine Schaar Enten schnatternd ihr Wesen trieb.

Hell und warm schien die Sonne am Firmamente. Die Mittagsgluth eines warmen Sommertages lag auf der Erde; Stille herrschte auf dem Hofe. Da hörte man in kurzen Abständen ein weitschallendes Klopfen auf einem Brette, das Signal für die Arbeiter, welches sie zum Mittagessen rief.

Längs des Weges kam langsam auf einem kleinen braunen Pferde Ernst angeritten; durch die Pforte neben dem Stalle trat der Verwalter, ein großer, starker Mann mit blondem Vollbart, auf den Hof.

Als er Ernst bemerkte, zog er zum Gruße die Mütze. „Nun Karl, die Arbeit geht gut vorwärts. Vielleicht sind wir übermorgen schon mit dem Strandheuschlag fertig," rief ihm Ernst, sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn wischend, von weitem zu. „Ja, Jungherr, es geht vorwärts. Das Wetter ist anhaltend schön und auch die Wirthe haben alle ihre Leute geschickt. Nur einer fehlte!" stimmte der Verwalter bei. „Wohl wieder vom Pendi-Gesinde?" meinte Ernst. „So ist's Herr." „Das ist ein Racker, den ich gern an den Ohren zausen möchte," bemerkte Ernst, „ich hätte an Stelle des Herrn garnicht mit ihm den Pachtcontract erneuert." Er ritt an den Stall und pfiff, worauf ein junger Bursche aus demselben heraustrat, dem Ernst das Pferd übergab. „An hundert Fuder werden wir wohl vom Strandheuschlag bekommen?" meinte Ernst, nachdem er vom Pferde gestiegen, zum Verwalter. „Ob so viel, aber nahe daran wohl," meinte jener. Ernst wandte sich zum Gehen; nach einigen Schritten blieb er jedoch stehen. „Hört Ihr nicht auchGlocken? Mir ist's als ob Jemand gefahren käme!" Der Verwalter horchte. „Ja wohl," sagte er alsdann, „da kommt Jemand gefahren." „Mach schnell die Pforten los," befahl Ernst dem Stalljungen, der das Pferd eilig in den Stall führte und darauf zur Hofespforte lief, die neben dem Teiche sich erhob. Ernst seinerseits begab sich in's Wohnhaus. Als er die Treppe dahin hinaufstieg, traf er mit seiner ältern Schwester Anna, einer hochgewachsenen Dame mit dunklen Augen zusammen.

„Es kommt Besuch, Anna," sagte er ihr, „ich gehe nur in's Zimmer, um Kittel und Wasserstiefel abzulegen." Er eilte an ihr vorüber und ließ sie allein auf der Treppe stehen. Anna schüttelte leicht, wie zweifelnd den Kopf; dann trat sie einige Schritte horchend vor, um gleich darauf umzukehren und ebenfalls in's Zimmer zu eilen.

„Besuch, Besuch kommt," rief lachend ein junges Mädchen, das mit einem alten Manne, den sie am Arme hielt, halb im Laufschritt aus dem Garten kam, der hinter dem Herrenhause lag. Der alte Mann war Herr v. Bagge; er stützte sich beim Gehen auf einen braunen Knotenstock, sein Gesicht war halb verdeckt durch einen großen, gelben Strohhut. Das junge Mädchen war seine jüngste Tochter Louise. Das braune Haar hing ihr in langen Flechten herab, das Gesicht trug einen fröhlichen, kindlichen Ausdruck zur Schau. An der Treppe machten die beiden Halt und erwarteten die Ankunft der Gäste. Auch Ernst erschien wieder, nachdem er sich in Gesellschaftstoilette geworfen. „Was mir einfällt, Papa," sprach er, „es wird gewiß Oscar Krone sein, der ankommt."

Jetzt rollte der Wagen schon durch die weitgeöffneten Pforten, über die Brücke am Teich; man bemerkte Oscar, der seinen braunen Filzhut lüftete. Nun hielt der Wagen vor der Treppe. Ein alter Diener mit glattrasirtem Gesichte kam die Treppe heruntergelaufen und öffnete den Wagenschlag.

„Es freut mich, daß Sie meinen Sohn besuchen kommen, und Gelegenheit haben, auch das Leben

auf dem Lande kennen zu lernen," bemerkte während der Begrüßung Herr von Bagge zu Oscar.

„Du kommst gerade zur rechten Zeit; der Mittag, glaube ich, wartet schon auf uns," rief Ernst und faßte Oscar unter'm Arm, ihn in sein Zimmer führend.

Bald darauf hatte sich die ganze Familie mit Oscar im Speisezimmer um den Mittagstisch versammelt.

Wie die übrigen Zimmer in Strandhof, so trug auch das Speisezimmer das Gepräge großer Einfachheit. Die Diele hatte ihre natürliche weiße Holzfarbe, die Stühle waren steif und eckig, mit hohen Lehnen und schwarzem Leder überzogen. An den Wänden hingen einige Kupferstiche, Scenen aus den Evangelien und Landschaften aus der Schweiz darstellend. Am Fenster waren hellgelbe Gardinen aus Kattun, ein kleiner Nähtisch mit einer Nähmaschine und verschiedenen weiblichen Handarbeiten stieß daran. Quer über die Diele war ein mit rothen Streifen eingefaßter Läufer gezogen; ein grauer, gehäkelter Teppich befand sich unter'm runden Speisetisch, der vor einem großen, mit gelbem Wollatlas überzogenen Sopha stand. Auf dem Sopha hatten der alte Herr von Bagge und seine Tochter Anna Platz genommen. Neben Herrn von Bagge saß auf einem Stuhle Oscar, ihm folgte Ernst, während der Platz von Louise neben dem ihrer Schwester Anna war.

Vordem sie sich zu Tische setzten, hatte Louise erröthend ein kurzes Tischgebet gesprochen. Anna,

welche die Stelle der Hausfrau vertrat, machte Oscar ihre Entschuldigung, wenn das Essen ihm nicht schmecken sollte. Oscar meinte dagegen, daß die Städter nach den Fleischtöpfen auf dem Lande schmachten. „Wir haben heute Mittwoch und dann essen wir anstatt der Suppe nach alter Sitte Milch und Grütze," entgegnete Anna, „wer weiß, ob Ihnen die Speise zusagt." „Ich will wetten, Anna hat Deinetwegen noch ein Angstgericht gemacht!" rief Ernst scherzend dazwischen. Anna drohte ihm mit dem Finger. „Aber Ernst," bemerkte Louise „was Du alles erzählst! Sind die Herren alle so plauderhaft?" wandte sie sich an Oscar. „Mit Ausnahme von mir, glaube ich wohl," meinte dieser.

Herr v. Bagge erkundigte sich unterdessen bei seinem Sohne nach dem Fortgange der Arbeiten. Ernst berichtete, wieviel Heu bereits gemacht worden, womit der Alte sehr zufrieden war. Zum Schluß erzählte noch Ernst vom Wirthe, der keinen Arbeiter gestellt, und konnte sich nicht enthalten, dem hinzuzufügen: „Das kommt, Papa, davon, weil Du gegen die Leute zu nachsichtig bist. Hättest Du ihnen auch, wie es alle Gutsbesitzer thaten, die Pacht gesteigert, so würden sie schon arbeiten."

Der Alte ließ sich durch diese Bemerkung nicht im Essen stören. „Wie meinst Du das?" fragte Oscar, der die letzte Aeußerung von Ernst gehört hatte.

„Sehr einfach, wenn den Wirthen die Zahlungen etwas schwerer fallen, dann ziehen sie es natürlich

vor einen Theil der Pacht, anstatt in baarem Gelde zu entrichten, auf dem Gute abzuarbeiten." „Sie würden weder arbeiten, noch zahlen; das wäre die Folge, wenn ich die Pacht steigerte," bemerkte jetzt von seinem Teller aufsehend Herr v. Bagge, „wie es anderswo schon vorgekommen ist. Man muß die Leute nicht drücken, sage ich immer. Es freut mich stets, wenn es heißt, daß meine Wirthe mit jedem Jahre wohlhabender werden. Hat der Pendische heute keinen Arbeiter heraus geschickt, so wird er wohl eine Abhaltung gehabt haben, und den Tag schon nachholen." „Drücken soll man die Leute auch nicht," vertheidigte sich Ernst, „aber die ohnehin schon niedrige Pacht hättest Du wohl steigern können, Papa."

Der alte Diener präsentirte jetzt einen Kalbsbraten herum. „Unsere jungen Landwirthe," wandte sich Herr v. Bagge, während er ein Stück Braten auf seinen Teller legte, an Oscar, „denken jetzt nur daran, wie sie möglichst hohe Zinsen aus der Wirthschaft herausschlagen; vergessen aber nur zu leicht, daß ein Edelmann auch die Pflicht hat, für das Wohl seiner Bauern zu sorgen." „Leider nur lohnen die Bauern solche Bemühungen meist mit Undank," warf Oscar ein.

Herr v. Bagge war anderer Ansicht. „Das kann ich nicht sagen. Man muß sie nur zu behandeln wissen," lautete seine Antwort.

Nach dem Essen wurde Herr v. Bagge abgerufen, der Gemeinde-Aelteste wünsche ihn zu sprechen. Die übrige Gesellschaft begab sich in den Saal, wo

Kaffe servirt war. Ernst bot seinem Freunde Cigarren an. „Wenn wir den Kaffe getrunken haben, so wird es Dir wohl recht sein, mit mir einen kleinen Ritt in die Wirthschaft zu machen," bemerkte er.

„Ach, Ernst," rief Anna, welche die Worte gehört hatte, „da könntest Du für mich und Louise auch ein Pferd bestellen. Wir wollen heute noch in's Dorf fahren."

„Ist schon geschehen," erwiderte Ernst. „Du mußt nämlich wissen," erläuterte er scherzend, „daß meine Schwestern hier stark Kurpfuscherei treiben. Anna und Louise sind unsere Doctore." „Wirklich! und vielleicht haben sie größere Erfolge, als unsere Doctore in der Stadt," rief Oscar aus.

„Ach, es sind wohl immer sehr einfache Fälle. Aber was sollen wir thun? Einen Doctor giebt es hier nicht und da muß man den Leuten doch helfen," bemerkte Anna.

„Und die Leute sind noch so unwissend," erzählte Louise, „denken Sie nur, neulich fragte uns ein altes Weib, deren Tochter an den Augen leidet, ob nicht Lack, in die Augen gestreut, ein sehr gutes Mittel dagegen sei!"

„Allerdings probat," lachte Oscar.

In dem Augenblicke trat Herr v. Bagge wieder in den Saal. Er sah etwas erregt aus. „Nun Papa, was wollte der Gemeinde-Aelteste wieder?" fragte Ernst.

„Nichts Besonderes! Er hatte nur eine kleine Anwandlung von Selbstständigkeit. Sie müssen näm-

lich wissen," wandte sich Herr v. Bagge an Oscar, „daß ich immer, wo etwas Wichtiges zu erledigen ist, die Correspondenz für die Gemeinde besorge. Heute nun war der Gemeinde-Aelteste plötzlich mit mir nicht ganz einverstanden und meinte, daß er doch das Haupt der Gemeinde sei. Ich ließ ihn ganz ruhig reden; zum Schlusse bemerkte ich ihm nur, daß es wohl ganz richtig sei, was er gesagt, aber wenn er das Haupt, dann sei der Gutsherr doch die Mütze auf dem Haupte. Das leuchtete ihm denn auch vollständig ein und er gab nach." Herr von Bagge lachte.

„Ja, Papa müht sich wirklich für die Kerle ab." bestätigte Ernst. „Aber komm, Oscar," er blickte zum Fenster hinaus, „die Reitpferde sind schon vor der Thür."

Bald darauf ritten Ernst und Oscar in kurzem Trabe zum Hofe hinaus.

Obgleich Oscar nicht gewohnt war, auf dem Rücken eines Pferdes zu sitzen, so hatte er doch die Aufforderung Ernst's zum Ritte angenommen, da er hoffte, daß sich ihm hier die Gelegenheit bieten würde, über das bevorstehende Duell ungestört zu reden. Es war nach vier Uhr Nachmittags. Die Strahlen der Sonne brannten nicht mehr so heiß, als am Mittage. Der Weg führte sie zunächst über Felder, in der Ferne gewahrte man den grünen Laubwald. Oscar hatte Mühe, Ernst zu folgen, der im kurzen Trabe voranritt. Bald fühlte er Stiche in

der Seite und bat Ernst, den Gang seines Pferdes zu mäßigen. Lachend erfüllte dieser die Bitte.

Sie ritten jetzt beide neben einander im Schritte. Oscar begann zu erzählen, daß er sich mit Randen duelliren müsse, und forderte Ernst auf, sein Secundant zu sein. „Du weißt, ich stehe Dir immer zu Diensten," erwiderte dieser darauf, „aber ich wünsche doch, Genaueres über die Veranlassung Eures Streites zu erfahren." Oscar erzählte ihm darauf alles ganz genau, was sich an dem Abende auf dem Balle in der Ressource ereignet hatte.

Ernst hörte während der Zeit aufmerksam zu. „Siehst Du, wie gut es war, daß ich nicht hinkam," bemerkte er darauf nach einer Pause. „Als Nachspiel auf diesen Bällen giebt es doch stets Zank und Streit." „Sehr angenehm ist mir die Sache auch nicht," gestand Oscar.

Sie waren an einen Zaun gelangt, der den Weg durch einen Verhau absperrte. Ernst stieg vom Pferde und fing die einzelnen Pfähle an herauszuziehen. Oscar, als er das sah, folgte seinem Beispiele. „Diese Zäune," bemerkte Ernst währenddessen, „sind auch noch so ein alter Zopf, den wir von unsern Vorältern geerbt haben."

„Warum schafft Ihr sie denn nicht ab?" fragte Oscar.

„Das ist leichter gesagt, als gethan. Die Bauern verstehen ihr Vieh nicht zu hüten und kaum ist ein Loch im Zaune, so sitzt auch schon so ein Thier im Felde und graft das Korn ab. Es ist

ganz wie mit dem Duell: Wenn die Menschen ihre Leidenschaften mehr beherrschen würden, so hätten wir auch nicht diese Schranke für die Gesellschaft nöthig."

Sie stiegen wieder zu Pferde und ritten weiter. Bald hatten sie eine Wiese, die mit Birken bestanden war, erreicht. Gruppen von Bauermädchen und Weibern, unter denen man auch einzelne Bursche bemerkte, waren hier beschäftigt, theils das Gras zu harken und in Haufen zu legen, theils dasselbe zu mähen. Ernst ritt von einer Gruppe zur andern, bald anfeuernd, belobend, bald tadelnd.

Als sie auf dem Rückwege waren, fing Ernst wieder vom Duell an zu sprechen.

„Kann die Sache denn nicht gütlich abgemacht werden?" fragte er Oscar. „Ich bin überzeugt, daß Randen nicht im Entferntesten ahnte, Dich mit seinem Ausspruche zu beleidigen."

„Lieber Ernst", entgegnete Oscar, „Du kennst ja unsere Ehrengerichte. Was kommt dabei heraus?"

„Nun, wenn Randen Dir seine Entschuldigung macht, könntest Du, denke ich, zufrieden sein," warf Ernst hin.

„Ja, wenn! aber Randen denkt garnicht daran. Er erklärt, mich überhaupt garnicht beleidigt zu haben."

„Von seinem Standpunkte aus hat er nicht so ganz Unrecht," meinte Ernst. „Uebrigens, die Hälse werdet Ihr Euch ja wohl nicht brechen. Ich stehe Dir jedenfalls zu Diensten. Viel-

leicht gelingt es mir aber, die Sache noch beizulegen.

Sie machten untereinander ab, daß Ernst am folgenden Tage zur Stadt kommen würde, wo die näheren Verabredungen getroffen werden sollten.

Der Weg, den Ernst nach Hause eingeschlagen, war nicht der frühere, sondern führte durch das Dorf, dessen kleine mit Stroh gedeckte Block-Häuser inmitten von Bäumen zu beiden Seiten lagen. Am Ausgange desselben trafen sie auf Anna und Louise, die zu Fuß gingen. Ernst und Oscar stiegen von den Pferden und schlossen sich den beiden an. Anna erzählte, daß sie eben von einem Krankenbesuche kämen. Eine Tagelöhnerin hätte sich mit der Sense eine tiefe Wunde am Fuße beigebracht, die sie verbunden. Der Kutscher wäre mit dem Wagen voraus aufs Gut gefahren, da sie es vorgezogen, zu Fuß heim zu gehen.

„Und kostete es Ihnen gar keine Ueberwindung, die Wunde zu verbinden?“ wandte sich Oscar an Louise, welche die ganze Zeit stumm neben ihm gegangen war.

Sie blickte erstaunt zu ihm auf. „Ueberwindung?“ fragte sie, „aber es ist doch unsere Pflicht, den armen Leuten zu helfen.“

Oscar kam diese Antwort unerwartet; sie paßte nicht zu der Vorstellung, die er sich von jungen Mädchen gebildet hatte.

„Ihre Auffassung ist gewiß eine sehr schöne,“ gnädiges Fräulein,“ entgegnete er, „aber ich glaube

nicht, daß sich viele Damen dazu verstehen würden, den schmutzigen Fuß einer Bäuerin zu verbinden."

„Oh", entgegnete darauf Anna, „bei Ihnen in der Stadt glaube ich wohl, aber wir auf dem Lande sind an so etwas gewöhnt."

„Wenn man die Noth der Leute sieht," bemerkte Louise, „dann vergißt man so etwas."

„Du mußt wissen," mischte sich Ernst in's Gespräch, „daß es Louisens Ideal ist, einmal barmherzige Schwester zu werden."

Louise erröthete lebhaft. „Er ist wirklich schrecklich, der Ernst," bemerkte sie, „alles plaudert er aus."

„Ist es wirklich Ihr Ernst, gnädiges Fräulein?" fragte Oscar.

Louise versuchte zu scherzen. „Sie scheinen den Beruf für einen ganz verfehlten zu halten," erwiderte sie.

„Das nicht; aber ich glaube, eine Dame aus unsern Kreisen wäre nicht im Stande, alle die Pflichten zu erfüllen, welche einer barmherzigen Schwester obliegen."

„Das freut mich, Oscar. Das habe ich Louise auch tausend Mal gesagt," rief Ernst aus.

„Und warum nicht?" fragte Louise, etwas erregt, „halten Sie uns für zu schwach dazu? Oh, ein fester Wille vermag viel."

„Allerdings. Aber es ist doch ein Unterschied, ob Jemand, dem Noth und Entbehrung von Kindheit an bekannt sind, sich diesem Werke widmet, oder Sie, die im Elternhause aufgewachsen, nicht wissen können,

welche Opfer der Selbstverleugnung und Geduld die Pflege am Krankenbette verlangt."

Louise war bei den Worten Oscars nachdenklich geworden.

„Wenn man daran denkt," sagte sie leise, „was unser Heiland für uns gelitten hat, so darf einem nichts zu schwer erscheinen." Sie blickte zu Boden.

„Aber ich verstehe Dich nicht, Louise," rief Ernst aus, „was haben hier religiöse Fragen zu thun! Hast Du nicht zu Hause ebenso Deine Pflichten, Deine Aufgaben?"

„Lieber Ernst," sagte jetzt Anna, ihrer Schwester zu Hilfe kommend, „wir haben schon häufig darüber geredet. Du hast Deine Landwirthschaft, ich führe die innere Wirthschaft. Warum sollte Louise nicht auch nach einer Thätigkeit greifen, die ihr zusagt? — — —"

Es war schon spät geworden, als Oscar wieder zur Stadt fuhr. Der Nebel hatte sich über Feld und Flur gebreitet und wandelte die Büsche und Bäume längs des Weges in gespenstische Gestalten. In einen Mantel gehüllt, saß er hinten im Wagen. Er dämmerte: er sah sich im Geiste wieder in dem Ballsaale, er tanzte mit Olga Kublinsky. Dazwischen tauchte das Bild eines jungen Mädchens, Louisens, auf, wie sie mit Eifer für ihren Beruf als barmherzige Schwester eintrat. Oscar lächelte. „Kleine Schwärmerin," murmelte er. Und seine Gedanken eilten wieder fort von dem Bilde und blieben haften an der üppigen Gestalt Olgas, an ihren strahlenden Augen und geistreichen Reden.

Als Oscar wieder in seiner Wohnung anlangte, fand er auf seinem Schreibtische von Kublinsky's eine Einladung zum Thee vor.

* * *

Kublinsky's gaben ihren Thee. Oben an dem langgestreckten, mit weißem Linnen überzogenen Tische hatte Frau Kublinsky hinter einer großen, massiven Theemaschine Platz genommen; zu beiden Seiten saßen Herren und Damen in bunter Reihe, die Gäste, welche mit Ausnahme von Oscar und Baron Hagen, aus Petersburgern, die zum Sommer in's Bad gekommen waren, bestand.

Man hatte sich allerhand Geschichten aus der Residenz erzählt; dann hatte ein unter den Gästen anwesender bekannter Schriftsteller die piquanten Einzelheiten eines Criminal-Prozesses vorgetragen, in dem ein eifersüchtiger Ehemann den Liebhaber seiner Frau auf einem Balle ermordet hatte, und von da war man allmälich zu allgemeinen Betrachtungen über den Nutzen und Schaden, den die Ehe stiftet, übergegangen.

Der Schriftsteller, ein untersetzter Mann, dessen großer buschiger Kopf zwischen hohen Schultern steckte, gefiel sich in Paradoxen. Die Ehe, behauptete er, sei eine Einrichtung, die gegen die Moral verstößt.

Wie sich denken läßt, erregte diese Behauptung sofort Widerspruch.

„Aber ich bitte Sie, Alexander Semenowitsch," rief die dicke Frau eines Obristlieutenants entrüstet aus, „wie können Sie nur so etwas sagen. Im Ge-

gentheil, durch die Ehe bekommt die Moral erst ihre Grundlage."

„Erlauben Sie, Irina Wassiljewna," entgegnete der Schriftsteller, den der Widerspruch, welchen er hervorrief, zu belustigen schien, „was verstehen Sie denn unter Moral? Doch eine freiwillige Handlung. Alles, was auf Zwang hinausläuft, verstößt gegen die Moral, und da die Ehe ein Zwang ist, dem zwei Personen, eine männliche und eine weibliche, unterworfen sind, so ist sie auch etwas antimoralisches."

„Ich glaube doch die Ehe sollte eine freiwillige Vereinigung sein, die durch gegenseitige Sympathie hervorgerufen wird," ertönte die Stimme der Frau Kublinsky hinter der Theemaschine.

„Und wie lange würde wohl eine solche freiwillige Vereinigung dauern? Nach dem ersten Jahre schon, wenn sie ganz frei wären, würden sich die meisten Menschen wieder trennen. Der Mensch verlangt eben nach Veränderung."

„Aber in den Ländern, wo die Ehescheidung besteht, gehen die meisten Ehepaare doch nicht auseinander. Es ist daher ihr freier Wille," warf die Frau des Obristlieutenants dazwischen ein.

„Doch nur scheinbar; denn hier wirkt noch mehr der gesellschaftliche Zwang, welcher auf den Einzelnen ausgeübt wird."

„Und ich glaube umgekehrt, daß solche Erscheinungen, wie der Proceß sie zeigt, nur dadurch hervorgerufen werden, daß es an Zwang unter uns fehlt," sagte jetzt ein alter General, der bisher stumm

zugehört hatte. „Das ist der Kern des Uebels unter uns. Nur durch Zwang können in einer Gesellschaft die unsittlichen Triebe zurückgehalten werden, die leider durch die modernen Ideen von Freiheit so überhand genommen haben."

Der Schriftsteller hörte spöttisch lächelnd zu, „So halten Sie denn ein solches Verhältniß noch für sittlich, wo Mann und Frau sich nicht mehr lieben und nur durch das „Du mußt!" zusammengehalten werden?"

„Der Mann ist des Weibes Haupt und die Frau hat zu gehorchen. Was aber jetzt von Liebe gesprochen wird, das hat, mit Erlaubniß, nichts mit der Ehe zu thun."

„Wie, nichts mit der Liebe zu thun?" ertönte es von allen Seiten.

Oscar war der Unterhaltung bisher nicht gefolgt, da seine Gedanken durch das am folgenden Morgen in Aussicht genommene Duell in Anspruch genommen waren. Jetzt blickte er auf. Ihm gegenüber saß Olga Kublinsky. Ihr Gesicht war mit einem leichten Roth überzogen und in ihren Augen brannte ein dunkles Feuer.

„Nun, Iwan Iwanowitsch," rief sie aus, „ein Glück, daß Sie nicht auf Freiersfüßen gehen."

„Aber Olga," verwies sie die Mutter.

Der alte General that, als hätte er die Bemerkung Olga's nicht gehört. „Nein, die Liebe ist nur für die Romanschreiber," fuhr er fort, „im wirklichen Leben hat man anderes zu thun, als an so was

zu denken. Der Mann hat seine Geschäfte, die Frau ihre Wirthschaft und die Kinder zu erziehen ....“

„Die Ehe ist so zu sagen eine Geschäftssache,“ bemerkte ironisch der Schriftsteller.

Frau Kublinsky hatte, um das Gespräch, das zu leidenschaftlich zu werden drohte, abzubrechen, sich von ihrem Sitze erhoben und gab damit ihren Gästen das Zeichen zum Aufbruch vom Theetisch. Als dieselben sich wieder im Salon versammelt hatten, fragte Oscar Olga, die vor dem Clavier in einem Notenhefte blätterte, ob sie auch die Ansichten theile, die der Schriftsteller über die Ehe entwickelt hatte.

„Ob ich sie theile?“ erwiderte sie, von ihrem Hefte aufblickend, „ja das weiß ich wirklich nicht. Aber das weiß ich, um in der Ehe glücklich zu sein, muß man sich sehr lieben.“

„Ja, sehr lieben,“ dachte Oscar, „so zum Beispiel wie ich Dich.“

Wie ein Blitzstrahl war ihm plötzlich die Erkenntniß aufgegangen, daß er Olga Kublinsky liebte. Ja, nur mit ihr konnte er glücklich werden, ihre Naturen gehörten zusammen.

Olga Kublinsky besaß eine sehr schöne Stimme, die durch Unterricht weiter ausgebildet war. Sie sollte heute Abend singen. Baron Hagen hatte sich an's Clavier gesetzt, um ihren Gesang zu begleiten. Lange suchte sie unter ihren Noten, endlich hatte sie ein Lied gefunden, das ihr zuzusagen schien. Es war das wunderschöne Lied von Chamisso: Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß, ich liebe dich, weil ich nicht anders kann ꝛc.

Ihre Stimme besaß beim Singen großen Schmelz. Oder war es nicht die Stimme, sondern nur der Vortrag? Es wehte der Hauch einer Leidenschaftlichkeit, eine sinnliche Gluth darin, die Oscar bald heftig packte, bald schmeichelnd umkoste.

Er hatte ihr gegenüber auf einem Sopha Platz genommen. Ihm schien es, als wenn Olga nur für ihn allein singe. Er sah ihre leidenschaftlichen, dunklen Augen auf sich gerichtet. „Und sie wagte Randen zu verunglimpfen?" dachte er. Es kam ihm garnicht in den Sinn, daß derselbe sie garnicht kannte. — Nach dem Gesange vertheilte sich die Gesellschaft in kleine Gruppen. Die älteren Damen und Herren hatten sich an Kartentische gesetzt und spielten Whist. Gläser mit Punsch, und Papyros standen an den Tischen. Andere wieder waren hinausgegangen in den großen, schattigen Garten, der zur Wohnung der Kublinsky's gehörte und den der Mond mit seinem zauberhaften, bläulichen Lichte übergoß.

Oscar hatte sich anfangs auch an der allgemeinen Conversation zu betheiligen versucht; aber bald hatte es ihn hinaus in den Garten gezogen, wo er glaubte, Olga anzutreffen, die nicht mehr im Saale war. Sein Herz war voll zum Ueberströmen, er suchte die Einsamkeit und stahl sich an den heiter plaudernden Gruppen vorüber. „Vielleicht lebst du morgen um diese Zeit nicht mehr," dachte er. Er malte sich in seiner Phantasie aus, wie es sein würde, wenn er, von einer Kugel getroffen, auf dem grünen Rasen ausgestreckt liege. Die Secundanten und Aerzte

umstehen ihn bestürzt. Aus einem kleinen Loche an seinem Rocke, in der Gegend des Herzens entströmt sein rothes Blut, unaufhaltsam niedersickernd. Da winckt er noch zum Abschied Hagen heran und sagt ihm: „Grüße Olga, wir sehen uns in einem besseren Jenseits wieder. Lebe wohl!"

Der Mond übergoß mit seinem magischen Scheine die Bäume und Sträucher und hüllte sie in phantastische Schatten; die warme Luft war durchzogen von Düften; in der Ferne hörte man eine Nachtigall ihr Liebeslied schluchzen.

Ein leises Kichern erweckte Oscar aus seinen Träumereien. Er stand hinter einer Laube, aus der dasselbe hervordrang. Oscars erste Empfindung war vorüberzugehen; aber ein unerklärliches Etwas hielt ihn zurück. War das nicht Hagens Baß? — — und diese schmeichelnde Frauenstimme, gehörte sie nicht Olga an? Und jetzt hörte er wieder dieses Lachen und wie zwei sich küßten.....

Auf welche Weise Oscar an dem Abende nach Hause gekommen, wußte er selbst nicht. Am folgenden Morgen fand, wie verabredet, das Duell statt. Oscar, bleich, erregt, schoß zum Erstaunen der Secundanten in die Luft, sein Gegner dagegen brachte ihm eine Wunde am Beine bei, in Folge dessen Oscar das Bett hüten mußte. — Der erste, welcher sich nach seinem Befinden erkundigen kam, war Baron Hagen. „Nun, Oscar, wie geht's?" fragte er hastig, zum Bette tretend. Oscar that, als bemerkte er nicht die Hand Hagens, die dieser ihm entgegenstreckte. „Baron

Hagen," sprach er, „ich denke wir hätten jetzt genug Comödie gespielt!" Hagen starrte Oscar an, als ob er einen Wahnsinigen vor sich hätte; dann röthete sich plötzlich sein Gesicht und er stammelte: „Ich verstehe Dich nicht, was willst Du sagen?" „Sie werden mich sehr gut verstehen, Baron Hagen," entgegnete nochmals Oscar, „wenn ich Ihnen bemerke, daß ich neulich bei Kublinsky's eine Scene in der Laube unfreiwillig angehört habe. Leben Sie wohl!" Oscar hatte sich von den Kissen erhoben, in die er sich jetzt wieder, nachdem er gesprochen, wie müde zurücklehnte.

Eine Pause entstand.

Baron Hagen blickte vor sich hin, dann kehrte er sich kurz um und mit einem gemurmelten: „Hol' Dich der Teufel," verließ er das Zimmer.

So ist es jetzt zu Ende, dachte Oscar bei sich, schmerzlich aufathmend. Der Glanz der Sonne, welcher er bis jetzt gefolgt, war ja erloschen; aber bald nahmen seine Gedanken eine andere Richtung: sie weilten in Strandhof. Das Bild Louisens trat vor seine Seele und ein neuer Stern ging ihm auf, der mit mildem Schein die dunkle Nacht seines Innern erhellte.

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| Aus Liebe . . . . . | 3 |
| So sind sie oder um einen Kuß . . . . | 65 |
| Erste Liebe . . . . . | 85 |
| Ost und West . . . . . | 113 |